

Kapitel 5: Transdisziplinäre Konturierungen eines Konzepts epistemischer Gewalt

»We have been warned that every concept tends to become a conceptual monster. We are not afraid.«
(Manifesto for Good Living/Buen Vivir, zit.n. Santos 2014: 6)

Bei der Einführung meiner zentralen Forschungsfrage – *Was ist epistemische Gewalt und wie wirkt sie?* – habe ich Roland Barthes mit der Aussage zitiert, dass man (s-)einen Schlüssel wählen müsse, um sich mit dem vielschichtigen Phänomen namens Gewalt zu beschäftigen. Mein Schlüssel ist ein aus feministisch-post-dekolonialer Perspektive um die Dimension des Wissens erweiterter und vertiefter Gewaltbegriff. Er eröffnet Horizonte einer Gewaltanalyse, die ihren Gegenstand nicht als isoliertes Ereignis versteht, sondern als historischen Prozess und globales Verhältnis, in dem Wissen von zentraler Bedeutung ist. Dieser Schlüssel mag nicht jede Tür aufsperrt, auf der epistemische Gewalt geschrieben steht, und auch nicht jede, hinter der man sie vermutet. In sozialwissenschaftlichen Debatten über Gewalt im Kontext internationaler Politik, von wo aus meine Suche ihren Ausgang genommen hat, ist dieser Schlüssel noch nicht sehr bekannt. Schließlich ist er, wie viele über disziplinäre Grenzen hinweg benutzte Werkzeuge, durch seinen Gebrauch auch in stetigem Wandel begriffen.

Vom Konzept der kolonialen Moderne aus betrachtet ist der Begriff epistemische Gewalt alles andere als abstrakt, und seine Bestandteile – Wissen einerseits und Gewalt andererseits – stellen keinen Widerspruch dar. Die Dimension des Epistemischen ist nicht eine unter vielen, sondern rückt in den Fokus der Aufmerksamkeit. Wissen(schaft) nicht nur als Mittel für anzustrebende Lösungen zu verstehen, sondern als Bestandteil der jeweils zu analysierenden Probleme, öffnet den Blick hin zu einer Gewaltanalyse, die angesichts der anhaltenden kolonialen Moderne vor allem Herrschaftskritik sein und nicht der Aufrechterhaltung dieser Herrschaft dienen will. Ein darauf basierendes Konzept epistemischer Gewalt ermöglicht, eine über den konventionellen methodologischen und epistemologischen

Nationalismus hinausgehende Makroebene zu adressieren, ohne die jegliche Gewaltanalyse im Kontext internationaler Politik zu kurz greift.

Indem das Konzept epistemische Gewalt Herrschaftsverhältnisse über die und in der Dimension des Wissens fokussiert, fordert es jenes fragwürdig gewordene Narrativ von Fortschritt, Entwicklung und Gewaltfreiheit der Moderne substanziell heraus, mit dem sich zwar der Exzess bestimmter Formen politischer Gewalt verurteilen, das zugleich jedoch die epistemischen Grundlagen der in vielerlei Hinsicht gewaltförmigen kolonialen Moderne weitgehend unangetastet lässt. Die Analyse und Theoretisierung epistemischer Gewalt stellt das von seiner kolonialen Unterseite bereinigte Konzept der Moderne infrage und macht deutlich, dass wir auch heute noch in einer kolonialen Moderne leben.

Kritische Sozialwissenschaft muss lernen, die Totalität der kolonialen Moderne zu benennen, ohne in den Essenzialismus und Universalismus von Metanarrativen zurückzufallen, die diese Moderne kennzeichnen. Das gilt auch für die Analyse und Theoretisierung epistemischer Gewalt in ihren unterschiedlichen, miteinander verschränkten Erscheinungsformen im internationalen politischen Kontext. Zugleich gilt es, sich einer Auflösung der Welt in Mikronarrative entgegenzustellen, mit der die Kolonialität von Macht, Wissen und Sein aus dem Blick gerät und die selbst eine Ausdrucksform epistemischer Gewalt ist. Erst eine Perspektive, der dies gelingt, kann potenziell zur Reduktion jenes euro- und androzentrischen Universalismus und Okzidentalismus beitragen, die zentrale Bestandteile epistemischer Gewalt bilden. Zurückzuweisen ist dabei die oft geäußerte Befürchtung oder auch Unterstellung, mit dem Fokus auf epistemische und andere als (vermeintlich zu) weit gefasste Formen von Gewalt würden jene direkter und physischer Art aus dem Blick geraten. Unterschiedliche Formen von Gewalt in ihrem Wechselverhältnis zu betrachten und dabei von der Dimension des Epistemischen im Kontext der kolonialen Moderne auszugehen, ermöglicht vielmehr, deren zutiefst gewaltförmige globale Ordnung in die Betrachtung konkreter Gewaltereignisse zu integrieren.

Ich betrachte den Begriff epistemische Gewalt nicht als Metakonzzept, das über oder hinter allem steht oder alles erklären kann. Ich erachte ihn jedoch als notwendiges Werkzeug der Analyse und Kritik von Gewalt in der kolonialen Moderne, das bislang kaum benutzt wird, weil dieses Verständnis der Moderne nur an einigen kritischen Rändern der wissenschaftlichen Debatte angekommen ist. Epistemische Gewalt lässt sich als Scharnier oder als Schnittstelle zwischen unterschiedlichen Gewaltphänomenen manifester und latenter Art verstehen, die die koloniale Moderne kennzeichnen. Doch sind diese Begriffe zu unbeweglich, um die facettenreichen Ausformungen epistemischer Gewalt angemessen zu bezeichnen.

Ich denke epistemische Gewalt auch als amorphe Substanz von Verbindungs- und Bruchlinien zwischen und innerhalb von unterschiedlichen, besser sicht- und benennbaren Formen von Gewalt. Eine genauere Untersuchung dieser wenig beachteten Zwischenräume trägt dazu bei, unser Verständnis von Macht, Gewalt und

Herrschaft vor dem Hintergrund der kolonialen Moderne einer Kritik und Erneuerung zu unterziehen. Die Räume des Wissens, die im Kontext der kolonialen Moderne hervorgebracht worden sind und deren Fortbestand ihrerseits mit befestigen, bleiben dabei stets umkämpft – epistemologisch ebenso wie politisch.

Ausgangspunkt meiner Auseinandersetzung mit epistemischer Gewalt ist das Anliegen, diese Räume in ihrer Komplexität von miteinander in Beziehung stehenden Macht-, Gewalt- und Herrschaftsverhältnissen besser beschreiben zu können. Ein transdisziplinäres Konzept epistemischer Gewalt ist die Voraussetzung dafür. Vor einer Eindeutigkeit suggerierenden Definition epistemischer Gewalt und daran geknüpften Erwartungen an ihre Operationalisierbarkeit für konventionelle Gewaltforschung ist jedoch zu warnen. Wenn ich im Folgenden unterschiedliche Bestandteile eines Konzepts epistemischer Gewalt verdichte, spreche ich daher nicht von einer Definition, die Eindeutigkeit suggeriert, sondern, heuristischer, von Konturierungen.

Auf Basis des Konzepts der *Kolonialität von Macht, Wissen und Sein* (Kapitel 2) verschränke ich die in den *Begriffslandschaften epistemischer Gewalt* (Kapitel 3) sowie in den *Dimensionen des Epistemischen in weiten Gewaltkonzepten* (Kapitel 4) diskutierten Annäherungen an den Zusammenhang von Wissen und Gewalt miteinander. Im Rückgriff auf die Fülle bereits existierender, weit über Disziplinen und Felder verstreuter Annäherungen an die Problematik biete ich somit einen systematischen Überblick darüber, was wir unter epistemischer Gewalt verstehen können und wie unterschiedliche Aspekte dieses Phänomens zueinander in Beziehung stehen. Ausgehend von meinem in *Gewalt weiter denken* (Kapitel 1) dargelegten Erkenntnisinteresse hinsichtlich einer Theoretisierung des Verhältnisses von Wissen(schaft) und Gewalt integriere ich relevante Aspekte aller diskutierten Ansätze in dieses Raster. Zugleich bleibt es mit drei breiten Konturierungen offen für eine Ergänzung durch zukünftige konzeptionelle und phänomenologische Annäherungen an epistemische Gewalt auf Basis der *Kolonialität von Macht, Wissen und Sein* (Kapitel 2).

Notwendigerweise kommt dabei auch die (eigene) Wissenspraxis als Teil komplexer Gewaltverhältnisse wieder in den Blick. Die Frage, inwiefern an einer Reduktion epistemischer Gewalt gearbeitet werden kann, während man dies notwendigerweise auf dem epistemischen Territorium der Moderne tut, diskutiere ich im finalen Abschnitt *UnDoing Epistemic Violence*.

Epistemische Gewalt in der kolonialen Moderne

»During the last 520 years of the ›Euro-pean/Euro-North-American capitalist/patriarchal modern/colonial world-system‹ we went from ›convert to Christianity or I'll kill you‹ in the 16th century, to ›civilize or I'll kill you‹ in the 18th and 19th centuries, to ›develop or I'll kill you‹ in the 20th century, and more recently, the ›democratize or I'll kill you‹ at the beginning of the 21st century.«

(Grosfoguel 2012: 97)

Epistemische Gewalt bezeichnet jenen Beitrag zu gewaltförmigen gesellschaftlichen Verhältnissen, die im Wissen selbst, in seiner Genese, Ausformung, Organisationsform und Wirkmächtigkeit angelegt sind. Damit meine ich nicht jegliche sich auf der Ebene des Wissens manifestierende Erscheinungsform, die in einen Zusammenhang mit direkt erkennbaren Formen von Gewalt gestellt werden können. Epistemische Gewalt ist Möglichkeitsbedingung, Bestandteil und Produkt der kolonialen Moderne. Diese Moderne ist keine genuin gewaltfreie, weil fortschrittliche, demokratische und wissensbasierte. Sie ist auf vielfältige Weise mit ihrer kolonialen Vergangenheit und der immer noch gegenwärtigen, sie konstituierenden und von zahlreichen Formen von Gewalt geprägten sogenannten Unterseite verbunden. Aus diesem Grund liegt es nahe, epistemische Gewalt weder in eurozentrischer Gewohnheit zu abstrahieren noch den Begriff für jeglichen Zusammenhang von Wissen und Herrschaft in Zeit und Raum zu verallgemeinern. Ein derartiges Verständnis würde die globale, epochenübergreifende Dimension der historischen Kolonisierung und gegenwärtigen Kolonialität analytisch wie politisch marginalisieren.

Epistemische Gewalt ist nicht gleichmäßig über Strukturen, Institutionen, Akteur_innen und Diskurse verteilt. Sie bringt die Asymmetrien der kolonialen Moderne mit hervor und wird in ihnen wirksam. Deren zentrales Merkmal ist die Trennung von Materialität und Sozialität einerseits und Erkenntnis(produktions-)fähigkeit andererseits, die Errichtung eines epistemischen und ontologischen Abgrundes, entlang dessen Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnisse organisiert, legitimiert und naturalisiert werden. Epistemische Gewalt ist ihrer Ausbreitung und Allgegenwart zum Trotz nicht alles und jedes. Sie hat eine spezifische Herkunft (Europa), eine spezifische Geschichte (Kolonialismus und Kapitalismus), spezifische Funktionsweisen (Rassismus/Sexismus als Grundlage von globaler Arbeits-

und Ressourcenteilung) und bringt spezifische Subjekte hervor, die an diesen Prozessen in unterschiedlichen Positionen und Wirkungsgraden beteiligt sind.

Die heterarchisierten Positionierungen dieser Subjekte befinden sich dies- oder jenseits beziehungsweise inmitten des von dekolonialen Theoretiker_innen so genannten Abgrundes, der sich stets aufs Neue befestigt, während er von jenen sozialen Kämpfen, die zumeist in diesem Abgrund ihren Anfang nehmen, herausgefordert und verändert wird. Diese Kämpfe sind epistemische wie auch politische, denn sie stellen die vermeintliche Naturgegebenheit, Universalität und Objektivität des imperialen Selbstverständnisses ebenso infrage wie die mit ihm normalisierten Herrschaftsverhältnisse.

Epistemische Gewalt ist dementsprechend nichts Statisches, sondern stets in Bewegung. Anstatt sie also in eine abgeschlossene Definition zu zwingen, konturiere ich ein bewegliches Raster, innerhalb dessen ich möglichst viele hinsichtlich einer epistemischen Dimension relevante Elemente der Konzepte struktureller, kultureller, symbolischer und normativer Gewalt systematisch anordne, zueinander und insbesondere zu den zuvor diskutierten Verständnissen epistemischer Gewalt in Beziehung setze.¹

Im Folgenden strukturiere ich mein transdisziplinäres Konzept epistemischer Gewalt in drei Schritten. Mit der Unterscheidung einer Mikro-, Meso- und Makroebene greife ich dabei auf ein gängiges sozialwissenschaftliches Typologisierungsschema zurück, entlang dessen ich das ebenfalls dreiteilige Konzept der Kolonialität von Sein, Wissen und Macht als Raster für ein transdisziplinäres und daher facettenreiches Konzept epistemischer Gewalt fruchtbar mache. Im ersten Schritt, konzeptionell auf der Mikroebene, die ich mit dem Konzept der Kolonialität des Seins redefiniere, geht es um den konkreten Menschen, der epistemische Gewalt erleidet und/oder ausübt. Im zweiten Schritt, auf der Mesebene, die ich von der Kolonialität des Wissens her entwerfe, steht die Frage nach dem Anteil der Wissenschaften bei der Definition, Legitimation und Naturalisierung von Gewalt im Mittelpunkt. Ein dritter Schritt fokussiert auf die Relevanz epistemischer Gewalt in Hinblick auf die Resilienz von Herrschaftsordnungen im globalen Maßstab. In diesem Zusammenhang spreche ich von einer postkolonial erweiterten Makroebene, auf der ich die Kolonialität der Macht verorte.

Dieses Verständnis von Mikro-, Meso- und Makroebene orientiert sich an Boatcă und Costas Vorschlag für eine postkoloniale Reorientierung der Soziolo-

1 Um einer gut lesbaren Verdichtung willen verzichte ich im Folgenden auf detaillierte Referenzen zu den einzelnen Argumenten, die ich bereits in den vorangegangenen Kapiteln ausführlich dargelegt und nachgewiesen habe. Dies gilt insbesondere für die zahlreichen Annäherungen an epistemische Gewalt aus Kapitel 3. Demgegenüber führe ich die drei zentralen Autor_innen aus Kapitel 4 auch hier namentlich an, um sie mit den jeweiligen Konzepten in Verbindung zu bringen.

gie (2010b: 74ff.). Ihnen liegt daran, den methodologischen Nationalismus ihrer Disziplin auf einer im Sinne der kolonialen Moderne global verstandenen Makroebene zu problematisieren und sozialwissenschaftliche Wissensproduktion – einst wie heute – als integralen Bestandteil der Kolonialität zu thematisieren. Wenn sie sozialwissenschaftliche Kategorisierungen von einer globalen Dimension her denken, geschieht dies nicht aus einem liberalen Universalismus heraus, der vielen Globalisierungstheorien innewohnt, sondern mit Fokus auf die asymmetrische Verfasstheit der kolonialen Moderne, deren Kritik schärferer als der bislang üblichen analytischen Werkzeuge bedarf.

Angesichts der theoretischen Begründung meines Vorhabens mag es paradox anmuten, die in das koloniale Projekt verstrickte Dreiteilung der Welt in mikro, meso und makro aufzugreifen, die ihrerseits eine spezifische Teilungs- und Ordnungsperspektive eurozentrischer Wissenschaft darstellt. Doch gerade indem Boatcă und Costa mit einer Umdeutung dieser Trias potenzielle Anknüpfungspunkte innerhalb des akademischen Feldes ausfindig und sich für eine postkoloniale Makrosoziologie zunutze machen, anstatt das sozialwissenschaftliche Begriffsrepertoire gänzlich zu verwerfen, plädieren sie für eine Dekolonisierung ihres eigenen Faches, der Soziologie. Bevor man nämlich überhaupt von einem vielfach geforderten *post-* beziehungsweise *decolonial turn* sprechen könne, müsse man den *colonial turn* der jeweiligen Disziplin selbst zurückverfolgen, der ihrer Institutionalisierung vorausgegangen sei. Zentrale Begriffe zu resignifizieren und bestehende Konzepte auf dieser Grundlage weiterzuentwickeln ist ein Beitrag zu diesem Prozess, der für alle wissenschaftlichen Disziplinen fort- oder erst in Gang gesetzt werden muss.

Diese Tätigkeit kann nicht jenseits dessen stattfinden, was sie zu überwinden trachtet, dabei aber epistemische Brüche anstoßen und verstärken, die potenziell auch politisch wirksam werden. Mit meiner Systematisierung eines Konzepts epistemischer Gewalt führe ich die Diskussion weiter Gewaltkonzepte aus unterschiedlichen kritischen Theorietraditionen der Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften mit der metatheoretischen Fundierung meines Vorhabens im Konzept der kolonialen Moderne zusammen. In der soziologischen Begründung dieser Systematisierung spiegelt sich zum einen die unumgängliche Schwierigkeit einer Transgression eurozentrischer und okzidentalistischer Epistemologie. Zum anderen zeigt sich in ihrer Ausgestaltung auch die Problematik einer inter- und multidisziplinär angelegten Theoriearbeit, die aus den eingangs dargelegten Gründen eine Aufweichung disziplinärer Begrenzungen anstrebt, weil diese selbst eine Facette epistemischer Gewalt darstellen. Diese Begrenzungen sind letztendlich jedoch nicht gänzlich auflösbar, wenn man sich zugleich in diesen disziplinär abgesteckten Feldern bewegt und diese mitgestalten will. Nicht zuletzt stellt der Anspruch, ein transdisziplinäres Konzept zu entwerfen auch insofern eine Herausforderung dar, als sich die inhaltlichen Bezugspunkte unterschiedlicher epistemologischer, theoretischer

und methodologischer Traditionen nur selten als bruchlos miteinander kompatibel erweisen.

Im Bewusstsein dieser Einschränkungen formuliere ich im Folgenden eine systematische Antwort auf die in dieser Arbeit zentrale Fragestellung: *Was ist epistemische Gewalt und wie wirkt sie?*

Mikroebene der Kolonialität des Seins: Gewalterfahrung

Auf der Mikroebene der Beobachtung und Analyse von Gewaltphänomenen rekurrieren sozialwissenschaftliche Analysen überwiegend auf direkte physische Gewalt. Dabei wird den konkreten Akteur_innen, Täter_innen und/oder Opfern, die größte Aufmerksamkeit zuteil. Der damit einhergehende Fokus auf das Individuum ist für die Frage nach epistemischer Gewalt nur bedingt aufschlussreich, wenn Meso- und Makroebene davon abgetrennt und eine globale Konstellation im Sinne der kolonialen Moderne nicht mitgedacht werden. Ein weiteres Hindernis bei der Verortung epistemischer Gewalt auf der Mikroebene ist die Annahme, dass etwas so vermeintlich Abstraktes an keinen Körper, keinen Leib, keine Person, kein Subjekt gebunden sei und sich dementsprechend jenseits konkreter Menschen entfalte.

Beiden Vorbehalten entgegne ich mit dem Verweis auf die miteinander verschränkten Vernichtungsprozesse, die ich im Zusammenhang mit dem Begriff der Genozide/Epistemizide sowie mit dem Konzept der Kolonialität des Seins diskutiert habe. Zentral für dieses Konzept ist das Argument, dass sich im Zuge der kolonialen Expansion Europas ein epistemischer Rassismus/Sexismus normalisiert hat, über den kriegerisches Handeln und die Anwendung von Gewalt von der Ausnahme zur Regel und Normalität geworden sind, und das nicht nur in politisch-praktischer, sondern auch in epistemischer Hinsicht. Die gelebte Erfahrung von Krieg, Vernichtung und Gewalt an der sogenannten Unterseite der Moderne ist in diesem Verständnis nicht singuläres empirisches Faktum oder individuelle Disposition, wie dies in eurozentrischer Gewaltforschung oft der Fall ist. Vielmehr stellt sie den von Gewalt durchdrungenen Ausgangspunkt für die Annahme einer in der Kolonialität des Seins begründeten ontologischen Differenz zwischen abstrakter eurozentrischer Philosophie und Sozialtheorie einerseits und konkreter gelebter Erfahrung andererseits dar.

Epistemische Gewalt ausgehend von dieser Annahme zu theoretisieren bedeutet, die in erheblichem Ausmaß auf Individuum, Subjekt und Akteur_innen und damit auch auf den jeweiligen lokalen Kontext von Gewaltereignissen fokussierte sozialwissenschaftliche Gewaltdebatte beharrlich in den Kontext facetten- und umfangreicher globaler Herrschaftsverhältnisse einzuordnen. Letztere jedoch sind nur unter Berücksichtigung weiter Gewaltbegriffe angemessen zu fassen. Epistemische Gewalt ausgehend von der konkreten Erfahrung nicht nur des Erleidens, sondern auch des Verübens direkter physischer Gewalt im Sinne der Kolonialität

des Seins zu denken, bildet dementsprechend die erste der drei Konturierungen eines transdisziplinären Konzepts epistemischer Gewalt. Welche Aspekte der zuvor diskutierten Annäherungen an Phänomen und Konzept lassen sich nun dieser ersten Ebene zuordnen? Worin äußert sich epistemische Gewalt in dieser Hinsicht?

Leiblichkeit, Sozialität, Verinnerlichung

Das nicht Gesagte, das Gesagte, aber nicht Gehörte, das Gehörte, aber nicht Verstandene, das Verstandene, aber nicht Anerkannte sind wiederkehrende Artikulationen epistemischer Gewalt, die keinesfalls allein auf der Mikroebene begründbar sind, aber genau dort, in den konkreten Erfahrungen von Menschen, wirksam werden. Insbesondere von feministischen Stimmen werden die Regeln des Sagbaren und der Hörbarkeit für ein Verständnis epistemischer Gewalt zentral gesetzt, anstatt Täter_innen- und Opferdichotomien fortzuschreiben, wenn es um die individuellen Auswirkungen epistemischer Gewalt in strukturell gewaltförmigen Herrschaftsverhältnissen geht. Neben dem Konzept des repressiven Schweigens zähle ich dazu die Begriffe des exogenen und endogenen Verstummens oder zum Schweigen gebracht Werdens ebenso wie das Konzept der epistemischen Unterdrückung, in dem der Verlust von Dialogfähigkeit und das Misslingen von Kommunikation analysiert wird. Epistemische Ungerechtigkeit, unterschieden in Ungerechtigkeit der Zeug_innenschaft und hermeneutische Ungerechtigkeit, führt zu Entwertung, Überschreibung und Auslöschung bestimmter Erfahrungs- und Erkenntnispositionen. Auch wenn es um auf Rassismus basierende Exklusionsmechanismen sowie ganz konkrete Diskriminierungserfahrungen und eine durch Armut und desaströse Arbeitsbedingungen bedingte kürzere Lebenserwartung geht, wird epistemische Gewalt gewissermaßen von der Mikroebene der Kolonialität des Seins aus gedacht und problematisiert.

Bei all diesen Phänomenen epistemischer Gewalt ist der Körper beziehungsweise der Leib von Belang. In den Körper werden Kategorisierungen wie Geschlecht, Sexualität und ›Rasse‹ eingeschrieben. Der Leib wird damit zum Austragungsort epistemischer Gewalt auf der Mikroebene. Alle genannten Formen epistemischer Ungerechtigkeit und Unterdrückung weisen ebenso wie Unsichtbarmachung, Ignoranz und Gleichgültigkeit gegenüber den von epistemischer Gewalt Betroffenen zuallererst diese personenbezogene und leibliche Dimension der Kolonialität des Seins auf der Mikroebene auf. So werden mit Hilfe von sich stets erneuerndem hegemonialem Expert_innenwissen etwa Körper und Sprachen voneinander unterschieden, um – nicht notwendigerweise intentional, aber eben diesem Paradigma folgend – Menschen, Räume und Ressourcen zu kontrollieren und auszubeuten. Dies ist umso eher möglich, je konsequenter der je konkrete leidende Leib aus diesen Prozessen hinausgeschrieben und damit unsichtbar gemacht wird. Das berühmte Beispiel der sogenannten Witwenverbrennung

sowie die in zahlreiche sexualisierte und rassifizierte Modi ausdifferenzierte individuelle, von Gewalt und Zwang begleitete Anpassung an die kapitalistische Produktionsweise sind weitere Beispiele für die Austragung epistemischer Gewalt auf der Mikroebene. Dort zu verorten ist des Weiteren die psychische, mentale und kognitive Verinnerlichung epistemischer Gewalt durch die von ihr selbst Betroffenen.

Bei fast allen der hier zusammengefassten expliziten Annäherungen an epistemische Gewalt auf der Mikroebene der Kolonialität des Seins wird zudem deutlich, dass das der/die Einzelne alles andere ist als ein monadisches, isoliertes Individuum. Menschen sind eingebettet in soziale Kontexte und Beziehungen. Dementsprechend ist auch jede Erfahrung des Erleidens epistemischer Gewalt als Ergebnis einer Interaktion, eines Verhältnisses zu betrachten, auch wenn es sich dabei nicht notwendigerweise um eine direkte interpersonale Begegnung handelt.

Mit dem Fokus auf konkrete Subjekte – im dekolonialen Sinne von Ausschluss und Unterwerfung, die durch den Bindestrich markiert werden – kommen dementsprechend nicht nur jene Menschen in den Blick, die epistemische Gewalt erleiden, sondern auch Akteur_innen, von denen sie ausgeht und die sie ausüben. Als Subjekte im Sinne ihrer – im Gegensatz zu den damit Adressierten – unbestrittenen epistemischen Handlungsfähigkeit und daraus resultierenden politischen Anerkennbarkeit verfügen sie über das zur Normalität gewordene Privileg, epistemische Gewalt ausüben zu können, ohne dass diese von ihrem Umfeld oder von ihnen selbst überhaupt als Gewalt – und daher als problematisch – erachtet wird. Und selbst wenn dies der Fall ist, so hat es keine Konsequenzen, weil die jeweilige Gewaltpraxis als normal oder zumindest als gerechtfertigt erscheint. Die epistemische Gewalt der Kolonialität des Seins besteht in diesem Fall in der Verselbstverständlichung der imperialen Seinsweise. Die über sie implementierte ontologische Differenz wird dabei so sehr normalisiert, dass eigene Privilegien nicht infrage gestellt werden (müssen). In allen Beispielen sind die Inhaber_innen solcher Privilegien als handelnde Subjekte relevant, wenn auch nicht allein verantwortlich für die Existenz epistemischer Gewalt.

Sowohl ungefragte und anmaßende Fürsprache für sogenannte Subalterne sowie die wohlmeinende, aber oftmals essenzialisierende Behauptung, diese könnten sich ohnehin selbst vertreten, werden nicht nur auf der Mikroebene der epistemisch Ver- und Behandelten, sondern auch der Handelnden wirksam. Es ist die Situietheit der im (post-)kolonialen Setting privilegierten Wissenden, die mit entsprechenden imperialen Seins-, Denk- und Handlungsweisen einhergeht und damit ein wesentliches Element epistemischer Gewalt darstellt. Das Beispiel des (post-)kolonialen globalen Tourismus in Ländern des sogenannten Globalen Südens erlaubt ebenfalls eine Identifizierung von Akteur_innen epistemischer Gewalt, wenn die konkrete Differenz körperlich-leiblicher Erfahrung zwischen Abenteuerreisenden aus dem globalen Norden/Westen und jenen Sherpas problemati-

siert wird, die für erstere ihre Gesundheit und ihr Leben aufs Spiel setzen, während diese sich selbst als devisenbringende und Menschenrechte fördernde Wohltäter_innen betrachten. Der vermeintlich umgekehrte Rassismus im heutigen Südafrika, bei dem Weiße Eliten den Verlust ihrer Privilegien beklagen, ist ein weiteres Beispiel für epistemische Gewalt, die nicht abstrakt und in Systemen verborgen ist, sondern sich im konkreten Handeln bestimmter Akteur_innen manifestiert.

Auch im vermeintlich gewaltfreien System Wissenschaft ist epistemische Gewalt nicht nur abstrakt und systemisch vorhanden, sondern an konkrete und handelnde Personen gebunden, wie Ausführungen zum vielgestaltigen Epistemizid und zu epistemischer Monokultur in der wissenschaftlichen Praxis sowie postkoloniale Kritik an den Sprachwissenschaften zeigen. Inklusion und Exklusion von Sprachen ist hier eng an leibliche Erfahrung und verkörperte Kategorisierung und Hierarchisierung gebunden. Auch die genannten Friedens- und Konfliktforscher problematisieren epistemische Gewalt als dem System Wissenschaft inhärent, wenn auch mitunter im Widerspruch zu ihrer eigenen Intention. So können etwa Überlegungen zu intellektueller Solidarität gegenüber Wissenschaftler_innen im Globalen Süden der Mikroebene der Kolonialität des Seins zugeordnet werden, in der sich die imperiale Seinsweise im akademischen Habitus entfaltet. Wenn jedoch die Definition epistemischer Gewalt von Systemkritik abgetrennt bleibt, bleibt auch jeglicher Lösungsvorschlag auf eine interpersonelle Ebene reduziert – und damit nicht sehr überzeugend. Auch die Kritik an einem binnenakademischen Dialogdefizit sowie der explizit oder implizit bekräftigte Glaube an gewaltfreie Wissenschaft tragen Züge eines sich in der Kolonialität des Seins überlegen, zwar kritisch und wohlütig wahnenden, letztlich aber auch imperialen Subjekts. Dessen Denken, so das dekoloniale Argument, ist zutiefst von der Kolonialität des Seins geprägt – auch dann, wenn es gegen diese andenken will.

Damit ist nicht gemeint, dass es keine alternativen Imaginarien gebe und keinen Widerstand, sondern dass die hegemonialen Paradigmen der kolonialen Moderne sich als äußerst hartnäckig und langlebig erweisen, gerade weil sie nicht nur auf institutioneller, sondern auch auf individueller Ebene und in sozialen Beziehungen verinnerlicht und damit schwer fassbar sind. Nicht zuletzt stützt die imperiale Seinsweise aber auch konkrete Privilegien und Interessen.

Anerkennung und Verkennung, Anerkennbarkeit und Verantwortlichkeit

Dass die Konzepte struktureller und kultureller, symbolischer und normativer Gewalt nicht direkt an die Denkfigur der Kolonialität des Seins anschlussfähig sind, überrascht angesichts ihrer Genese innerhalb eurozentrischer Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften nicht weiter. Es lassen sich jedoch einige Argumente identifizieren, die die bislang verdichtete erste Konturierung epistemischer Gewalt auf einer Mikroebene ergänzen, ohne sie auf diese zu reduzieren.

Ähnlich wie feministische, post- und dekoloniale Theoretiker_innen die kognitive, mentale, psychische und sogar leibliche Verinnerlichung epistemischer Gewalt beschreiben, kann man auch das auf symbolischer Gewalt basierende Habituskonzept verstehen: als ein System von Denk-, Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Aktionsschemata, die gerade dann am besten im Sinne der Stabilisierung von Herrschaft wirksam sind, wenn sie von den Menschen verinnerlicht und auch gegen ihren Willen reproduziert werden. Der Kern dieses auch hinsichtlich epistemischer Gewalt relevanten Konzepts ist die präreflexive Übereinstimmung zwischen Herrschenden und Beherrschten, die sich vor allem auf individueller Ebene manifestiert. Diese von Bourdieu als symbolisch bezeichnete Gewalt hat gerade im individuellen Prozess des Erkennens, Anerkennens und Verkennens ihrer Funktionsweisen eine zentrale Bedeutung hinsichtlich epistemischer Gewalt auf der Mikroebene, denn es ist das Individuum, das diese komplexe Leistung erbringen muss.

Während Theoretiker_innen epistemischer Gewalt mit der Verinnerlichung eurozentrischer Epistemologien auch Kämpfe um Anerkennung sowie Prozesse der Selbstdisziplinierung und Selbstunterwerfung im Kontext der kolonialen Moderne problematisieren, zieht Bourdieu den französischen Kolonialismus kaum in Betracht, sobald er Algerien verlässt. Lediglich in seinen frühen Schriften über Algerien ist Rassismus als Herrschaftsprinzip und als Modus von Gewalt von zentraler Bedeutung, und Bourdieu verschränkt diesen Rassismus – ähnlich wie post- und dekoloniale Theoretiker_innen – mit der über die Kolonisierung erfolgenden Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise. Indem er die direkte physische Gewalt der Kolonisator_innen gegenüber den Kolonisierten als Teil einer kolonialen Herrschaftsstruktur thematisiert, adressiert er die mit symbolischer Gewalt in Zusammenhang stehende direkt-physische Gewalterfahrung unmittelbar bei den handelnden Personen.

Wenngleich sowohl epistemische als auch symbolische Gewalt systemisch und abstrakt zu denken sind, werden beide ganz direkt auf der Mikroebene des Gewalt erleidenden Subjekts (im Sinne seiner allgemein anerkannten Unterworfenheit) und des Gewalt verübenden Subjekts (im Sinne seiner allgemein anerkannten Überlegenheit) wirksam. Indem gesellschaftliche Organisationsweisen immer wieder auf der Mikroebene menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns mit den sozial vermittelten individuellen Dispositionen sozialer Subjekte in Einklang gebracht werden, erscheint die wechselseitige Übereinstimmung von explizitem Wissen (Dogma) und implizitem Alltagsverstand (Doxa) als natürlich, selbstverständlich und vor allem als unveränderbar. Das ist ein Wirkungsmerkmal auf der Mikroebene sowohl epistemischer als auch symbolischer Gewalt. Wenn man beide – wie Bourdieu dies bei symbolischer Gewalt tut – vom Standpunkt der Herrschaftskritik aus denkt, die das beständige Scheitern an den herrschenden Verhältnissen vor Augen hat und nicht die hart erkämpften Erfolge des Widerstandes gegen diese

Verhältnisse ins Zentrum einer Theoretisierung stellt, rückt diese kaum auflösbar erscheinende Verschmelzung in den Vordergrund. Wenn zudem, wie es in eurozentrischer Sozialtheorie zumeist der Fall ist, der oder die Einzelne nicht als soziales oder gar kollektiv organisiertes Wesen verstanden, sondern als weitgehend isoliert betrachtet wird, scheint ein Ausweg aus symbolischer wie aus epistemischer Gewalt unmöglich.

Als Philosophin nähert sich Butler der Problematik mit anderen Begriffen als der Soziologe Bourdieu, wenn es um die Analyse des gewaltförmigen Zusammenhangs von Wissen und Herrschaft geht, und sie scheint auch optimistischer, was dessen Veränderbarkeit betrifft. Zugleich weist ihr Konzept normativer Gewalt einige Überschneidungen mit jenem der symbolischen Gewalt sowie mit zahlreichen der hier diskutierten Annäherungen an epistemische Gewalt auf und erlaubt wechselseitige Ergänzungen. Während bei symbolischer Gewalt das Kriterium der Anerkennung im Zentrum steht, geht es bei normativer Gewalt um die noch vor diesem Akt erforderliche Anerkennbarkeit selbst. Aus dieser in der eurozentrischen Epistemologie zwar als universell behaupteten, tatsächlich aber nur partiell zugestandenen Anerkennbarkeit resultiert Betrauerbarkeit, und ihr zugrunde liegt die (nicht) anerkannte Verletzbarkeit menschlichen Lebens, so Butler. Beides ist im globalen Maßstab höchst unterschiedlich verteilt, und zwar aus geopolitischen und historischen Gründen, die auch als epistemisch fundierte zu verstehen sind.

Obwohl konsequent diskursiv und epistemisch konzipiert, ist Butlers Konzept normativer Gewalt unmissverständlich vom Körper beziehungsweise von der lebendigen und daher verletzlichen Leiblichkeit aus gedacht, ebenso wie die von ihr ins Spiel gebrachten Affekte, die sozial, diskursiv und epistemisch wirksam werden – sowohl bei jenen, die epistemische und normative Gewalt erleiden, als auch bei jenen, die in ihre Ausübung verstrickt sind. Butler bezieht sich dabei auf die konkrete Gewaltpraxis des von den USA ausgerufenen und mittlerweile global gewordenen sogenannten Krieges gegen den Terrorismus. In Auseinandersetzung mit dessen zunehmender Selbstverständlichkeit – einem Ergebnis zahlreicher alltäglicher Praktiken normativer Gewalt, die sich auf der Grundlage epistemischer Gewalt entfaltet – entwickelt sie ihre Gewalttheorie.

Vor allem aber verorte ich auf der Mikroebene der Kolonialität des Seins die von Butler eingeforderte globale Verantwortlichkeit, die von jedem und jeder Einzelnen wahrgenommen werden müsse, ohne sich dabei jedoch – im Modus der imperialen Seinsweise – zum Inhaber oder zur Überbringerin von Gewaltfreiheit zu erklären. Auch wenn sie sich nur punktuell post- und dekolonialer Theorie bedient, teilt Butler zahlreiche Bezüge mit deren Verständnis der Erfahrung von Vernichtung und vor allem von Vernichtbarkeit auf der Basis einer grundlegenden hierarchischen Rassifizierung und heteronormativen Sexualisierung von Existenz- und Denkweisen. Die Materialität des Krieges, die die Grundlage der Kolonialität des Seins bildet, ist auch für Butler nicht von jenen Diskurs- und Repräsentationsre-

gimes zu trennen, die diese Materialität erst wirksam, weil selbstverständlich oder zumindest legitimierbar werden lassen.

Auch Galtung plädiert dafür, Gewalt ausgehend von den von ihr Geschädigten zu theoretisieren, also auf einer Mikroebene. Akteur_innen, Struktur und Kultur werden dabei als eng miteinander verschränkt verstanden. Es finden sich aber nur wenige Spuren in seinem Werk, die die Dimension des Epistemischen ausdrücklich in den Kontext der gelebten Gewalterfahrung stellen. Die Normativität seiner Gewaltkritik basiert auf einem Verständnis von Gewalt als kollektiver sozialer und politischer, nicht vorrangig als individueller Problematik.

Wie lassen sich nun all diese weit verzweigten Spuren einer ersten Konturierung auf der Mikroebene der Kolonialität des Seins zusammenfassen?

Epistemische Gewalt als soziales Verhältnis

Epistemische Gewalt ist nicht in erster Linie intentional und auch nicht vorrangig interpersonell, und doch wird sie von konkreten Menschen erfahren – im Erleiden ebenso wie im Verüben, wenn auch mit ganz anderen Voraussetzungen und Konsequenzen. Wissen ist nicht nur abstrakt und systemisch, sondern immer mit sozialen und (geo-)politischen Positionierungen innerhalb von Herrschaftsverhältnissen verbunden. Wessen und welches Wissen innerhalb dieser stets asymmetrischen und heterarchischen Verhältnisse anerkannt und als verallgemeinerbar erachtet wird, ist von epistemischem Rassismus/Sexismus und anderen sozialen Platzanweisen geprägt, deren Genese weit in die Geschichte der heute global gewordenen kolonialen Moderne zurückreicht und immer auch ganz konkrete Menschen betrifft. Erst vor dem Hintergrund der konkreten Erfahrung des ›Ich vernichte, also bin ich‹ ist das aufgeklärte ›Ich denke, also bin ich‹ eines imperialen europäischen Selbstverständnisses artikulierbar geworden, so der Kern des Konzepts der Kolonialität des Seins. Die dabei verworfene Position des ›Ich werde vernichtet, also bin ich nicht‹ bildet die dafür konstitutive Unterseite. Erst auf Basis dieser Negation des Subjektstatus bestimmter Menschen können andere ihren Standpunkt und ihre imperiale Seinsweise über die Formel ›Ich denke, also bin ich‹ universalisieren – und damit als quasi-natürlich, normal und anerkannt durchsetzen.

Der moderne Anspruch auf universelle Wahrheit und Gültigkeit der auf diesem Subjektstatus basierenden eurozentrischen Epistemologie beruht demzufolge auf der Ausbeutung, Vertreibung und Vernichtung von ganz bestimmtem Leben, mit dem auch ganz bestimmtes Wissen ausgelöscht wurde und immer noch wird. Zugleich wird diese von konkreten Akteur_innen ausgeübte Vernichtung erst mit ganz bestimmtem Wissen möglich. Epistemische Gewalt auf der Mikroebene der Kolonialität des Seins ist daher kein individuell zu behebendes Problem, wie auch direkte physische personale Gewalt nicht nur auf der Ebene handelnder Akteur_innen überwunden werden kann.

Ungeachtet der Abstraktion und noch weitgehenden Unbekanntheit des Begriffs epistemische Gewalt sind die mit ihm bezeichneten Phänomene der Diskriminierung und Ausbeutung konkreter Ausgangspunkt von sozialen und politischen Kämpfen. Auch wenn epistemische Gewalt nicht zum Basisvokabular sozialer Bewegungen zählt, sind gerade dort zahlreiche Beispiele dafür zu finden, wie Menschen die von ihnen erfahrenen und problematisierten Missstände über eine Resignifizierung zentraler Begriffe herausfordern und damit neue epistemische wie auch politische Horizonte jenseits der bestehenden Herrschaftsordnung eröffnen. Damit fordern sie nicht nur die Behebung akuter sozialer Problemlagen, sondern tragen auch zur langfristigen Dezentrierung jener epistemischen Gewalt bei, die Ungleichheits-, Gewalt- und Herrschaftsverhältnissen zugrunde liegt und diese miteinander verbindet. Bei emanzipatorischen Kämpfen handelt es sich notwendigerweise um kollektive Prozesse, in denen der und die Einzelne und seine beziehungsweise ihre Handlungsmöglichkeiten nicht isoliert gedacht und gelebt werden.

Diese individuellen wie auch kollektiven Anstrengungen sind notwendig, um die resilienten Strukturen der Verselbstverständlichung und der Normalisierung komplexer Gewaltverhältnisse in Frage zu stellen, aufzubrechen und zu verändern. Damit komme ich zur zweiten Konturierung meines Konzepts epistemischer Gewalt, die auf organisatorische und institutionelle Prozesse von Wissen und Herrschaft abzielt.

Mesoebene der Kolonialität des Wissens: Gewaltnormalisierung

Auf der Mesoebene gilt es, jene Machtbeziehungen zu thematisieren, die die anhaltende Kolonialität des Wissens mit hervorbringt und die ihrerseits von ihr gestützt werden. Hinsichtlich einer zweiten Konturierung eines Konzepts epistemischer Gewalt sind für mich insbesondere jene Aspekte von Interesse, die unmittelbar mit Wissen(schaft) zu tun oder beträchtlichen Einfluss auf diese(s) haben. Indem ich diese benenne, fasse ich bestimmte Dimensionen epistemischer Gewalt auf der Mesoebene der Kolonialität des Wissens.

Im Zentrum dieses Konzepts steht die Tatsache, dass und wie sich ein vormals religiös-theologisches christliches Wissenssystem im Prozess der kolonialen Expansion Europas säkularisiert und naturalisiert hat und zur Grundlage des aufgeklärt-modernen Wissenschaftsparadigmas geworden ist. Während Ungleichheit und Ungerechtigkeit im religiösen Paradigma kein prinzipielles Problem darstellt, bedürfen diese im säkularen Paradigma einer besonderen Rechtfertigung. Rationalisierung, Naturalisierung und Kulturalisierung bieten die historisch wandelbaren Begründungszusammenhänge für ein Weiterbestehen epistemischer und anderer Gewaltverhältnisse bei gleichzeitiger Behauptung, diese bereits überwunden zu haben oder aber überwinden zu können.

Klassifizierung, Hierarchisierung, Monopolisierung, Universalisierung

Dieser Prozess umfasst die Epistemologie der Klassifizierung und Hierarchisierung sowie die darauf basierende Monopolisierung und Universalisierung von ganz spezifischem, andro- und eurozentrischem beziehungsweise okzidentalistischem Wissen. Dazu gehören auch dessen Produktionsweisen, Distributionswege und Konsumptionsgewohnheiten, die ihrerseits in Verbindung mit imperialen kapitalistischen Machtverhältnissen stehen. Hand in Hand mit der kolonialen Expansion und der Durchsetzung des kapitalistischen Weltsystems hat sich diese Art moderner Epistemologie nach dem Vorbild einer modernen, auf Teilung, Vermessung und Hierarchisierung basierenden (Natur-)Wissenschaft in zahlreiche, auch geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliche Disziplinen ausdifferenziert. Weit über das akademische Binnensystem hinaus ist sie zur Leitlinie dessen geworden, was und wie es zu wissen gilt und welches beziehungsweise wessen Wissen als verallgemeinerbar erachtet wird.

Die offensichtlichste Form epistemischer Gewalt, die ich dieser zweiten Konturierung zuordne, ist die Rechtfertigung und Normalisierung manifester Gewaltformen, die unmittelbar herrschenden Interessen dient. Diese Dimension epistemischer Gewalt ist auch ausgehend von einem konventionellen Gewaltbegriff unmittelbar verständlich, weil sie als etwas Äußerliches erscheint, das die Vorstellung der Abgrenzbarkeit von direkter physischer Gewalt intakt lässt. Der Begriff epistemische Gewalt sollte jedoch nicht allein diesem legitimatorischen Verständnis vorbehalten werden. Er umfasst auch subtilere Phänomene in relational und prozesshaft zu verstehenden Gewaltverhältnissen. Vor allem macht er deutlich, dass Gewalt sogenannter erster und zweiter Ordnung nicht voneinander getrennt werden können, sondern ineinander eingelagert sind. Direkt beobachtbare Phänomene physischer Gewalt sind also mit den epistemischen Grundlagen ihrer Analyse und Beurteilung stets verbunden.

Für eine weitere begriffliche Annäherung an epistemische Gewalt sind dementsprechend alle Formen der hierarchisierenden Klassifizierung und der auf ihr basierenden Verselbstverständlichung der imperialen Seinsweise auch auf der Mesoebene der Kolonialität des Wissens anzusiedeln. Das bedeutet, erstens die systemischen, organisatorischen und institutionellen Dimensionen von Wissen(schaft) hinsichtlich ihrer potenziellen Gewaltförmigkeit stärker zu berücksichtigen, und zweitens auch das Wissen selbst in Relation zu diesen Dimensionen zu setzen. Dies gilt insbesondere in Bezug auf ›Rasse‹ und Geschlecht als Grundlage für die globale Verteilung von Arbeit und Ressourcen, aber auch für die Bewertung dessen, was als intelligibles und damit als relevantes Wissen gilt. Die Verschränkung dieser beiden zentralen Differenzkategorien in epistemischem Rassismus/Sexismus ist nicht nur epistemisch gewaltvoll, sondern auch politisch wirkmächtig, und sie

stellt die Ausgangsbasis für zahlreiche weitere heterarchische und intradependent miteinander verflochtene Klassifizierungen dar.

Gerade das von feministischen Autor_innen thematisierte Zusammenspiel von Sprechen, Schweigen, Hören und Gehörtwerden, das ich bereits hinsichtlich seiner Relevanz für eine Konturierung auf der Mikroebene der Kolonialität des Seins diskutiert habe, ist in hohem Maße davon geprägt, wie Machtbeziehungen auf der Mesoebene der Kolonialität des Wissens organisiert und strukturiert werden. Diese von epistemischer Gewalt geprägten Machtbeziehungen zeigen sich insbesondere rund um die viel diskutierte Frage von Repräsentation im Spannungsfeld von Vertretung und Darstellung, das nicht nur in öffentlichen und Spezialdiskursen, sondern auch in den Organisationsformen von Bildung und Wissenschaft eine wichtige Rolle spielt.

Welches Wissen als intelligibel gilt, ob und wie es erworben und verbreitet werden kann oder inwiefern es überhaupt vorhanden ist, geht weit über die Kompetenz konkreter Akteur_innen hinaus. Epistemische Gewalt wohnt nicht nur der mittlerweile universalen Durchsetzung einer ehemaligen Kolonialsprache inne, sondern liegt auch der globalisierten Standardisierung bestimmter Kommunikationsmodi und der mit ihnen einhergehenden Technologien zugrunde. Die damit assoziierte vermeintliche Gleichheit zwischen den Beteiligten an einem als gewaltfrei idealisierten akademischen Dia- und Polylog kann nicht über die global asymmetrische Arbeits- und Ressourcenteilung innerhalb der Wissenschaften selbst hinwegtäuschen, die entlang rassifizierter, sexualisierter und klassenbasierter Normen und Praktiken funktioniert. Nicht zuletzt waren und sind wissenschaftliche Disziplinen und ihre Vertreter_innen im Kontext des Kolonialismus ebenso wie in der anhaltenden Kolonialität auch in ganz direkte und physische Gewaltpraktiken involviert. Dies kann intentional und interessengetrieben vonstattengehen oder auch unbewusst und gegen den eigenen Anspruch, als Wissenschaftler_in kritisch und widerständig zu denken und zu handeln.

Es sind also die historischen, politischen, ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen des Systems Wissenschaft selbst auf der Mesoebene der Kolonialität des Wissens zu verorten, insbesondere vor dem Hintergrund der heute global wirksamen kapitalistischen Produktionsweise. Demgegenüber hat alternatives und herrschaftskritisches Wissen, insbesondere, wenn es sich außerhalb etablierter Institutionen entfaltet, einen schweren Stand, weil es nicht der Gewinnmaximierung dient, bestehende Herrschaftsordnungen substanziell herausfordert und bestenfalls über nur schwache Mechanismen zu seiner Reproduktion und Tradierung verfügt. Ich möchte hier insbesondere jene epistemisch gewaltvollen Prozesse betonen, die zu binnenwissenschaftlicher Monokultur und zu Epistemizid führen, denn beide Phänomene normalisieren bestehende oder sich neu herausbildende Herrschaftsordnungen.

Das gesamte moderne Wissenschaftssystem ist in Bezug auf die ihm innewohnenden Formen epistemischer Gewalt relevant. In den Worten von mir diskutierter Friedensforscher reichen diese vom erwähnten ungleichen Spielfeld und wissenschaftlichen Reduktionismus über die Frage der Disziplinierung und der Durchsetzung von Bedeutung bis hin zur Trennung zwischen gewaltfreier Wissenschaft und potenziell ideologischer und damit als gewalttöffen diskreditierter Nicht-Wissenschaft.

Eine hilfreiche Systematisierung epistemischer Gewalt auf der zweiten Ebene meines Konzepts ermöglicht die Unterscheidung von epistemischer Unterdrückung erster, zweiter und vor allem dritter Ordnung, mit dem die massive Resilienz dominanter epistemischer Systeme erklärbar wird. Erst wenn man den Begriff der epistemischen (Un-)Gerechtigkeit über eine interpersonale Dimension hinaus weiterdenkt, wird er auch für Wissenschaftskritik anschlussfähig. Die in Bezug auf das System Wissenschaft am stärksten ausdifferenzierte und systematischste Definition epistemischer Gewalt unterscheidet eine epistemische, eine historische, eine geopolitische, eine disziplinäre, eine operationale und eine methodologische Dimension epistemischer Gewalt, und alle Dimensionen sind der Mesoebene der Kolonialität des Wissens zuzuordnen.

Wissenproduktionsverhältnisse

Mit der Analyse des französischen Bildungs- und Wissenschaftssystems bietet Bourdieus Konzept symbolischer Gewalt eine eindrückliche Veranschaulichung dieser Dimensionen. Die wirkmächtige Mesoebene der Formierung und Tradierung von Wissen hat Bourdieu ein Leben lang analysiert und hinsichtlich ihrer herrschaftsreproduzierenden Wirkung kritisiert. Auch wenn er selbst dabei die koloniale Frage sowie jene von Rassismus und Geschlecht weitgehend unberücksichtigt lässt, ist seine Analyse der subtilen Aufrechterhaltung von Klasseninteressen in Bildung und Wissenschaft sowie deren Akteur_innen, Praktiken und Inhalte für die zweite Konturierung eines Konzepts epistemischer Gewalt interessant. Er analysiert das Verhältnis von Machtbeziehungen, Herrschaftsordnung und symbolischer Gewalt ausgerechnet auf jenem Feld, das vermeintlich ausschließlich der Förderung von Demokratie, Gleichheit und Gerechtigkeit dient. Doch gerade Schule und Universität sichern bestehende Herrschaftsordnungen, indem sie selbst innerhalb demokratischer Strukturen Privilegien stützen, Marginalisierungen fortschreiben und Selektionsprozesse naturalisieren. Diese langwierigen Prozesse werden mittels institutionalisierter Herrschaftstechniken symbolischer Gewalt von allen Beteiligten verinnerlicht und für ebendiese möglichst unsichtbar gemacht. Gerade auch auf dem Terrain des Wissens werden die Beherrschten subtil daran gehindert, sich ihrer eigenen Kräfte zu versichern, während sie zugleich auf eben diesem Terrain den sozialen Aufstieg verfolgen

und an das Verschwinden von Klassengrenzen – oder auch von Rassismus und Sexismus – zu glauben lernen.

Bei Butlers Konzept normativer Gewalt ist hinsichtlich der Mesoebene der Kolonialität des Wissens der Begriff der Rahmungen zentral. Dabei handelt es sich um ein Konzept, das die Intradependenz von Klasse, Sexualität, Geschlecht und ›Rasse‹ sehr gut zu beobachten und zu analysieren erlaubt. Mit der Autorin kann man von einer epistemischen Modalität von Gewalt sprechen, die dem Wissen, den Diskursen, der Sprache und auch den Epistemologien inhärent ist, die Butler aber inhaltlich nicht näher bestimmt. Wenn sie Epistemisches mit Gewalt zusammendenkt, liegt ihr insbesondere an einem Verständnis von gesellschaftlichen Normen als wirkmächtige implizite Standards, die letztlich über Leben und Tod entscheiden, indem sie über bestimmte Rahmungen Intelligibilität, Anerkennbarkeit, Verletzbarkeit und Betrauerbarkeit herstellen oder verhindern. Wahrnehmung und Politik, Wissen und Handeln sind für Butler zwei Seiten desselben Prozesses und intrinsisch miteinander verflochten, wie auch Gewalt zweiter und erster Ordnung im Sinne Derridas es sind. Dementsprechend betrachtet sie Gewaltereignisse und deren diskursive Rahmung als zwar unterschiedliche, aber ineinander übergehende Facetten eines wandelbaren Phänomens.

Konsequenterweise entzieht sich die Philosophin dabei einer eindeutigen Definition ihrer eigenen Konzepte und Begriffe und regt dazu an, die Dynamik der Hervorbringung und Verwerfung von Wissen und die sich dabei herausbildenden Normen und Normalisierungen vor diesem Hintergrund nicht als gegeben zu betrachten, sondern zu reflektieren und herauszufordern. Dies ist ein bisweilen ernüchterndes Unterfangen, denn oft wird die dabei notwendigerweise vorzunehmende Relationierung von Gewaltverhältnissen als Relativierung bestimmter Gewaltformen missverstanden oder diskreditiert. Zugleich verweist gerade dieses (Miss-)Verständnis normativer Gewalt unmittelbar auf die epistemische Dimension von Gewaltverhältnissen.

Butlers Argumentation veranschaulicht, dass jegliche Hervorbringung von Wissen innerhalb des epistemischen Territoriums der Moderne stattfindet – sowohl hegemoniale wie auch gegenhegemoniale, sowohl die Rechtfertigung und Verselbstverständlichung wie auch die Kritik und Entselbstverständlichung von Gewalt. Das macht dominante und marginalisierte Positionen einander keinesfalls gleich. Vielmehr erinnert diese Tatsache an die nicht nur diskursiven und epistemischen, asymmetrisch verlaufenden Kämpfe zwischen diesen Positionen, die niemals über dieselben Ressourcen verfügen, weil bereits das Terrain, auf dem sie ausgetragen werden, von epistemischer, symbolischer, struktureller und normativer Gewalt geprägt ist.

Butlers Konzept normativer Gewalt mit epistemischer Gewalt im Kontext der kolonialen Moderne zusammenzudenken geht also notwendigerweise mit der Auflösung von Eindeutigkeit und infolgedessen mit der stets umstrittenen Verhand-

lung von Legitimität der mit diesen Begriffen bezeichneten Phänomene einher. Diese Verhandlung ist hinsichtlich der zweiten Konturierung epistemischer Gewalt auf der Mesebene der Kolonialität des Wissens, also der Aushandlung von Machtbeziehungen im Kontext der kolonialen Moderne, von besonderem Interesse. Die vermeintliche Eindeutigkeit enger Gewaltbegriffe, die hegemoniale Debatten über Gewalt insbesondere im Kontext internationaler Politik prägen, suggeriert nämlich, dass die Frage der Legitimität bereits geklärt sei. Damit verschwinden all jene Facetten von Gewalt, die erst mit weiten Gewaltbegriffen benennbar gemacht werden, aus dem Raum des Intelligiblen. Genau in diese Vereindeutigung intervenieren die Begriffe normative und epistemische Gewalt. Indem man sie in ins Spiel bringt, stellt man sich schließlich auch der Herausforderung einer Positionierung gegenüber jeweils zur Diskussion stehenden Gewaltphänomene.

Im Gegensatz zu Butler lässt Galtung wenig Spielraum für die Problematisierung der eigenen epistemischen Prämissen offen. Vielmehr ist seine Argumentation oft selbst tief in die Kolonialität des Wissens verstrickt. Dessen ungeachtet, und auch wenn er seine Thesen völlig anders entfaltet, führen einige Stränge in seinen Konzepten struktureller und kultureller Gewalt zu vergleichbaren Schlüssen wie die genannten Annäherungen an epistemischer Gewalt dies tun. Insbesondere in seinen frühen Texten lassen sich Argumente dafür finden, dass auch er aus der europäischen Kolonialpolitik resultierende Problemlagen im Wissenschaftssystem für seine systemische und relationale Gewalttheorie als relevant erachtet.

So spricht er im Zusammenhang von Imperialismus und struktureller Gewalt über vertikal organisierte Ausbeutungsverhältnisse zwischen Zentrum und Peripherie, die sich auch im Wissenschaftssystem spiegeln und dieses mit hervorbringen. Ebenso deutlich hält er fest, wie zentral die in strukturelle ebenso wie in kulturelle Gewalt eingelagerte Frage nach herrschaftsstabilisierender Wissensproduktion für den Imperialismus insgesamt ist. Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass die heute virulente anglophone Globalisierung von Kommunikationsmodi und entsprechenden Technologien vor beinahe 50 Jahren – also noch lange vor Google Scholar und Academia Premium – bereits von Galtung als Technik imperialer Herrschaft problematisiert wurden, ebenso wie die asymmetrische akademische Arbeitsteilung zwischen sogenanntem Globalen Norden und Süden.

Punktuell anschlussfähig an feministische und insbesondere post- und dekoloniale Verständnisse epistemischer Gewalt ist auch Galtungs frühe Analyse einer von ihm so genannten Spaltung und Ausbeutung als Modus imperialistischer Herrschaft, die über eurozentrische und okzidentalistische Wissenschaft organisiert wird. Dass in der viel gepriesenen Wissensgesellschaft des 21. Jahrhunderts Benachteiligte voneinander ferngehalten, wenn nicht ohnehin von Teilhabe ausgeschlossen, werden, während die Kooperation unter Privilegierten gefördert wird, stellt auch heute eine normalisierte und weitgehend anerkannte Tatsache dar.

In seinem späteren Konzept kultureller Gewalt fokussiert er nicht mehr auf die Organisationsformen und Machtbeziehungen von Wissenschaft, sondern vielmehr auf das Wissen selbst. Insbesondere in seiner Zivilisationstheorie artikuliert Galtung starke Kritik an der euroamerikanischen und eurozentrischen Dominanz im politischen wie auch im intellektuellen und akademischen System – und damit auch auf epistemischer Ebene. Bereits zehn Jahre zuvor spricht er von einer gewaltförmigen okzidentalistischen Tiefenkultur, die ebenfalls viele Gemeinsamkeiten mit post- und dekolonialen Analysen epistemischer Gewalt in der Kolonialität des Wissens hat, deren Herleitung aber oft stark vereinfacht wird und weitgehend selbstreferenziell bleibt. Kultur und Wissen(schaft), die er kaum voneinander unterscheidet, sorgen Galtung zufolge für die Normalisierung und Legitimation von direkter physischer wie auch von struktureller Gewalt. Diffus problematisiert auch Galtung die Ablösung der monotheistischen christlichen Epistemologie durch eine säkulare, die jedoch mit einem dualistischen Denken und dem Topos der Auserwähltheit zentrale und problematische Elemente dessen übernommen habe, wovon sie sich zu distanzieren meinte.

Eng verwoben mit den geopolitischen Realitäten sieht Galtung das Problem in der eurozentrischen und okzidentalistischen Dominanzkultur des globalen Westens/Nordens, in die unterschiedliche Systeme der Wissensproduktion, inklusive die Wissenschaften selbst, verstrickt sind. Auf einer tieferliegenden Ebene nährt diese epistemische Dimension andere Formen von Gewalt, ist diesen also nicht nur nachgeordnet, sondern auch vor- und in die von ihm so genannte Tiefenkultur gelagert. Selbst wenn er diese Begriffe nicht verwendet, korrespondiert diese Vorstellung mit der von zahlreichen Autor_innen benannten wechselseitigen Verschränkung von Gewalt erster und zweiter Ordnung, von primärer und sekundärer Gewalt, von Definition und Legitimation – den zwei Grundelementen epistemischer Gewalt, die Herrschaftsordnungen nicht nur auf einer Mikro- und Meso-, sondern auch auf einer Makroebene hervorbringen und befestigen.

Wissen als Umschlagplatz für Macht-, Gewalt- und Herrschaftsverhältnisse

Festzuhalten ist abschließend, dass vom Blickwinkel einer heute global wirksamen Kolonialität aus betrachtet die Ebene des Wissens einen wichtigen Umschlagplatz für Macht-, Herrschafts- und auch Gewaltverhältnisse darstellt und deren wesentliches Verbindungsglied ist. Auf dieser Ebene wird Gewalt nicht nur begründet und gerechtfertigt, sondern es werden eben jene Werkzeuge des Unterscheidens und Herrschens immer wieder neu in die Welt gebracht, die diese Begründungen und Rechtfertigungen überhaupt erst ermöglichen. Dementsprechend fasse ich die zweite Konturierung meines transdisziplinären Konzepts epistemischer Gewalt hinsichtlich einer von mir so genannten Mesoebene der Kolonialität des Wissens. Aus ihrer Betrachtung geht hervor, dass epistemische Gewalt weit mehr ist als

nur eine Frage der sozialen Interaktion zwischen Individuen, der Organisation von Wissen(schaft) oder auch dessen beziehungsweise deren inhaltlicher Ausrichtung.

Auch strukturelle und kulturelle, normative und symbolische Gewalt sind daran beteiligt. Die Konzeptionierungen dieser zu wenig beachteten Gewaltformen reichen jedoch hinsichtlich der in ihnen ebenfalls verhandelten Ebene des Wissens nicht aus, um die epistemische Dimension der kolonialen Moderne angemessen zu fassen, weil sie selbst allzu stark in deren eurozentrischer und okzidentalistischer Epistemologie verankert sind oder nur Teilaspekte epistemischer Gewalt in den Blick nehmen lassen. Bei der transdisziplinären Konturierung eines Konzepts epistemischer Gewalt von der Kolonialität des Wissens auszugehen bedeutet schließlich, die globale Durchsetzung des Kapitalismus nicht nur als ökonomisches und politisches System zu betrachten, sondern auch als eng verflochten mit dem Eurozentrismus und Okzidentalismus der modernen Wissenschaften.

Epistemische Gewalt, so bleibt festzustellen, liegt aus dem Blickwinkel einer kolonialen Moderne tief im Wissen selbst, und nicht nur in jenem, das uns als Ergebnis entgegentritt, sondern auch in den Denk- und Handlungsmöglichkeiten, die bei seiner Hervorbringung, Artikulation und Rezeption wirksam werden. Die im Allgemeinen als gewaltmindernd und gewaltfrei verstandenen Wissenschaften der kolonialen Moderne sind an dieser Problematik beteiligt: nicht nur, indem sie Wissen hervorbringen und dessen Implementierung mitorganisieren, sondern auch, indem sie die Wege zum Wissen, die Modi seiner Durchsetzung, die Weisen, mit denen über dieses Wissen kommuniziert wird, und dessen beständige Erneuerung kolonisieren. Bemühungen um eine Pluralisierung von Methoden, um Inter- und Transdisziplinarität, um ethische Standards oder digitale Demokratisierung können dem epistemischen Grundmuster der kolonialen Moderne daher nur bedingt entgegenwirken.

Um die globale Dimension ebenso wie die *longue durée* des Verhältnisses von Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne angemessen zu fassen, bedarf es eines Verständnisses epistemischer Gewalt, das auch eine post- beziehungsweise dekolonial verstandene Makroebene berücksichtigt. Diese weist über das Binnensystem Wissenschaft hinaus auf einen größeren politischen und historischen Kontext epistemischer Gewaltverhältnisse.

Makroebene der Kolonialität der Macht: Gewaltordnung

Makro als Bestandteil der kolonialen Moderne zu denken bedeutet nicht, den eurozentrischen Universalismus fortzuschreiben, indem ein überwiegend nationalstaatlich geprägtes Verständnis lediglich auf die internationale Ebene übertragen wird, wie etwa Galtung dies tut, wenn er in seiner Zivilisationstheorie von einer Meta- oder Megaebene spricht. Die Makroebene der Kolonialität der Macht erschöpft sich auch nicht in einem konventionellen Verständnis des internationalen

politischen Systems als Summe aller Staaten und suprastaatlichen Institutionen. Vielmehr meint sie jenen nicht nur geografischen und politischen, sondern auch epistemischen Raum der kolonialen Moderne, innerhalb dessen sich jenes spezifische Weltverständnis des Teilens, Ordners und Herrschens manifestiert und normalisiert, das auch die Kolonialität des Wissens und des Seins prägt.

In einem post- beziehungsweise dekolonial erweiterten Verständnis setzt makro voraus, im Doppelbegriff von Modernität/Kolonialität zu denken und die globale Dimension auch im Nationalen, Regionalen und Lokalen zu verorten – und umgekehrt. Alle bislang genannten Bestandteile dieses Konzepts stehen in einem Verhältnis zur Kolonialität der Macht und damit zur globalen Makroebene – auch wenn sich Phänomene epistemischer Gewalt auf anderen Ebenen äußern oder Begriffe konzeptionell anderswo verortet werden.

Welche der Elemente aus den zuvor dargelegten konzeptionellen Annäherungen an epistemische, strukturelle, kulturelle, symbolische und normative Gewalt verweisen also auf eine Makroebene im globalen Maßstab und damit auf die Kolonialität der Macht, die sich in der Verschränkung von Kapitalismus, Staat und Eurozentrismus als dominantes Muster der globalen Ordnung der kolonialen Moderne herausgebildet hat? Wie lässt sich damit die dritte Kontur eines transdisziplinären Konzepts epistemischer Gewalt skizzieren?

Genozide und Epistemizide, Wissens- und Gewaltmonopol

Okzidentalismus, Orientalismus und Eurozentrismus sind unabdingbar für ein Verständnis epistemischer Gewalt auf der Makroebene der Kolonialität der Macht und der mit ihr einhergehenden epistemischen wie auch politischen, ökonomischen und sozialen Herrschaftsordnungen der kolonialen Moderne. Ausgehend von diesen Konzepten beschreibt der Begriff des Epistemizids, wie mithilfe der sozialen Klassifikationen von ›Rasse‹ und Geschlecht ein Abgrund quer über den Globus etabliert wurde, entlang dessen Anerkennung und Würde, aber auch Arbeit, Lebenszeit und -qualität sowie natürliche Ressourcen im globalen Kapitalismus asymmetrisch verteilt werden. Die in der dekolonialen ebenso wie in der früheren marxistisch-feministischen Debatte in den Blick genommenen vier Genozide/Epistemizide innerhalb des sogenannten langen 16. Jahrhunderts – an Jüdinnen und Juden sowie Muslim_innen auf der iberischen Halbinsel, an Indigenen in den Amerikas, an Versklavten in Afrika, an sogenannten Hexen in Europa – veranschaulichen die transkontinentale Verwobenheit der Anfänge des kolonialen Projekts und seiner späteren kapitalistischen Expansion über die ganze Welt.

In diesem Zusammenhang ist die spezifische Funktion von zuerst religiösen, dann zunehmend säkularisierten beziehungsweise akademisierten Wissenssystemen zu verorten, mit denen es möglich wurde, die gewaltsamen Unterwerfungs-, Ausbeutungs- und Vernichtungsprozesse von Mensch und Natur in globalem Aus-

maß zu rationalisieren und zu legitimieren. Die Entwicklung der Wissenschaften ist dabei nicht in erster Linie als nur punktuell problemanfälliges Projekt der Moderne zu verstehen. Vielmehr ist das immer noch von Kolonialität geprägte moderne Wissenschaftssystem zentrales Vehikel, um die Kolonialität der Macht als globale Ordnung ins Werk zu setzen. Umgekehrt ist dieses System zugleich Produkt dieser Kolonialität der Macht, weil Herrschaft und hegemoniales Wissen einander bedingen und stützen. Die Anwendung ökonomischer und militärischer Mittel im Dienste der globalen Ausdehnung des Kapitalismus geht dabei Hand in Hand mit der Durchsetzung einer ganz bestimmten epistemischen Perspektive des Teilens und Herrschens auf Basis einer sexualisierten *colour line*. Vor allem postkolonial-feministische Autor_innen theoretisieren epistemische Gewalt in diesem globalen Zusammenhang, weil sie Sexismus und Heteronormativität als mit Rassismus und globalen Klassenverhältnissen intradependent verwobenes globales Macht- und Herrschaftsmuster begreifen. Epistemische Gewalt ist daher unmissverständlich auch ein global zu verstehendes makrosoziologisches Problem.

Aus einer gouvernementalitätstheoretisch bereicherten dekolonialen Perspektive stehen die für eine globale kolonial-moderne Herrschaftsordnung unabdingbaren Klassifizierungen und Hierarchisierungen zudem in engem Zusammenhang mit der Herausbildung des modernen Nationalstaats. Dementsprechend ist auch dessen Gewaltmonopol eng mit dem epistemischen Privileg und Monopol europäischer Eliten verschränkt. Mit einem auch auf der Makroebene der Kolonialität der Macht konturierten Konzept epistemischer Gewalt kann diese Schnittstelle zwischen Wissens- und Gewaltmonopol besser als bislang beschrieben werden. An der europäisch-eurozentrischen Staatsformierung, die schließlich zum Standardmodell für die politische Organisation der ganzen Welt geworden ist, waren und sind die Sozialwissenschaften maßgeblich beteiligt. Deren Betrachtung nicht nur aus Perspektive einer auf Europa fokussierten Moderne, sondern im globalen Kontext ihrer Kolonialität, erweitert das Foucault'sche Verständnis von Disziplinarität und Disziplinierung, von Wissen(schaft), Staat und Subjekten hin zu einer globalen und geopolitisch relevanten Betrachtungsweise dieses gewaltdurchdrungenen Verhältnisses.

Ausgerechnet die wenigen existierenden Beiträge zu epistemischer Gewalt aus der Friedens- und Konfliktforschung und den Internationalen Beziehungen lassen ein auf globaler Makroebene angesiedeltes Verständnis der Problematik epistemischer Gewalt vermissen. Dies ist umso bemerkenswerter, als es gerade diese Disziplinen der Auseinandersetzung mit Gewalt sind, deren gesellschaftswissenschaftliche Expertise mit ausdrücklich internationalem Fokus den Anspruch auf die Analyse und Erklärung gesellschaftlicher Zusammenhänge im globalen Kontext erhebt. Abgesehen von einem diesem Feld auch nur am Rande zurechenbaren Geografen, der epistemische Gewalt als Begriff zwar nicht näher definiert, die damit bezeichneten Phänomene jedoch in globalen (post-)kolonialen Machtverhältnissen

verortet und die geopolitische mit der körperpolitischen Dimension eindrucksvoll miteinander verschränkt, klafft hier eine eklatante Leerstelle, wie die Durchquerung der in diesem Feld nur spärlich verstreuten Beiträge zur Debatte um epistemische Gewalt gezeigt hat.

Umso dringender ist es geboten, bereits besser bekannte weite Gewaltbegriffe in Hinblick auf ihr Verständnis des Epistemischen für meine entlang der Makroebene der Kolonialität der Macht orientierte dritte Konturierung eines transdisziplinären Konzepts epistemischer Gewalt nutzbar und auf diesem Wege auch für diesen Kontext intelligibel und plausibel zu machen.

Kolonialität, Kosmologien und Konflikte

Hier ist Galtung als Friedens- und Konfliktforscher, der sich viele Jahrzehnte lang mit der Analyse und Theoretisierung von Gewalt im Kontext internationaler Politik beschäftigt und stets für eine transdisziplinäre Weiterentwicklung der Friedensforschung argumentiert hat, die auch globale Gewaltverhältnisse herauszufordern imstande sein soll, der erste Adressat. Doch die Ergebnisse meiner Relektüre seiner Konzepte struktureller und kultureller Gewalt fallen bescheiden aus, wenn es um einen Beitrag zur Konturierung epistemischer Gewalt auf der Makroebene der Kolonialität der Macht geht. Insbesondere seine auf die globale Dimension abzielenden Ausführungen zu kultureller Gewalt sind von einem bisweilen biologistischen und auch kulturalistischen Eurozentrismus geprägt, der seine an anderer Stelle durchaus an post- und dekoloniale Theorie anschlussfähigen Aussagen unterminiert.

Zu den für ein Konzept epistemischer Gewalt nützlichen Elementen zählt hingegen die, Bourdieu gewissermaßen internationalisierende, These, Konflikte zwischen Epistemologien seien immer auch Klassenkonflikte auf globaler Ebene in anderem Gewand. Die herrschende Kosmologie – gemeint ist damit vor allem die euroamerikanische Dominanz eines epistemischen wie auch geopolitischen Okzidentalismus – sei nämlich immer auch die Kosmologie der herrschenden Klasse, die Galtung durchaus als globale versteht. Darüber hinaus spricht der Autor davon, dass Kulturmächte, die er grob regional und zivilisatorisch voneinander unterscheidet, den Intellekt der Menschheit organisieren, große Bevölkerungsgruppen homogenisieren und damit geopolitische Interessen durchsetzen würden. Letzteres ist nur abzüglich des verschwörungstheoretischen Untertons mit einem Konzept epistemischer Gewalt im hier dargelegten Sinne kompatibel.

Trotz des Abstandes von einem halben Jahrhundert ist Galtungs frühes Konzept struktureller Gewalt hinsichtlich einer Vertiefung epistemischer Gewalt auf der Makroebene der Kolonialität der Macht überzeugender. In diesem bezeichnet er Ungleichheit und Ungerechtigkeit im globalen Weltmaßstab als in das politische System eingebaut, dessen Ressourcenverteilung auf einer spezifischen impe-

rialistischen Organisation von Wissen basiere, das diese Herrschaftsordnung legitimiere und zugleich nähre. Damit sind bereits bei Galtung jene beiden zentralen Funktionen epistemischer Gewalt angesprochen, die so gut wie alle Autor_innen, die sich mit ihr beschäftigen, in ihrer wechselseitigen Verstärkung problematisieren: Definition und Legitimation. Erstere korrespondiert mit dem, was auch als Gewalt erster Ordnung bezeichnet wird, und zweite dient dazu, Gewalt zweiter Ordnung als normal, natürlich oder zumindest notwendig erscheinen zu lassen.

Ganz Repräsentant seiner Zunft, und damit deutlich anders als Galtung, der stets die globale Ebene im Blick hat, ist makro für den Soziologen Bourdieu gleichbedeutend mit dem französischen Staat. Da der Staat das von ihm organisierte Wissen gleichsam beglaubigt, über diesen Weg seine eigenen Eliten reproduziert und damit schließlich, so Bourdieu, eine Art Zentralbank für das symbolische Kapital der herrschenden Klassen darstellt, wirkt der Staat auf allen Ebenen der Produktion, Distribution und Konsumption von Wissen mit. Indem er auf diese Weise mentale Strukturen formt, erhält der Staat sein Gewaltmonopol auch in epistemischer und symbolischer Hinsicht. Beide Dimensionen von Gewalt, die symbolische wie die epistemische, sind also miteinander sowie mit dem Staat eng verbunden. Letzteren isoliert Bourdieu jedoch konzeptionell von seiner kolonialen Unterseite. Somit bleibt sein Konzept symbolischer Gewalt nicht nur hinsichtlich des französischen Beispiels von Bildung und Wissenschaft, sondern auch in Bezug auf seine daran anschließenden staatstheoretischen Überlegungen in einem methodologischen Nationalismus stecken, der für die eurozentrische Wissenschaft der kolonialen Moderne konstitutiv ist.

Jahrzehnte zuvor macht er den (französischen) Staat jedoch ausdrücklich auf Basis von dessen Kolonialpolitik und darin wiederum den herrschaftsstabilisierenden Rassismus des Kolonialsystems für sein Konzept symbolischer Gewalt fruchtbar. Damit veranschaulicht er das doppelte – physische und symbolische – staatliche Gewaltmonopol. Berücksichtigt man die vergessenen Anfänge dieses Konzepts im kolonisierten Algerien und liest es im Sinne einer post- und dekolonialen Theoretisierung epistemischer Gewalt, so lassen sich Bourdieus Analysen zum Zusammenhang von politischem System und Erkenntnisstrukturen, von symbolischem und ökonomischem beziehungsweise politischem Kapital und nicht zuletzt von physischer und symbolischer Gewalt durchaus auf einer Makroebene der Kolonialität der Macht denken – beziehungsweise können sie genau dafür wieder nutzbar gemacht werden.

So ist etwa der von Bourdieu beschriebene Klassifikationskampf um die Legitimität offizieller Sprache, die Nutzbarmachung von als relevant erachtetem Wissen sowie die Akkumulation symbolischen Kapitals Ausdruck von Klassenkämpfen. Diese finden jedoch nicht nur auf nationalstaatlichem Terrain statt, auf das Bourdieu fokussiert, sondern insbesondere auf globaler Ebene einer universal durchgesetzten kolonial-modernen kapitalistischen Weltordnung. Indem man Bourdieus

spätes Konzept symbolischer Gewalt mit dessen frühen Überlegungen zum selben Problem konfrontiert, wird deutlich, wie wichtig symbolische Gewalt hinsichtlich einer Dimension der Kolonialität der Macht ist, in der rassifizierte und vergeschlechtlichte Klassenverhältnisse und die damit einhergehende Herrschaftsordnung notwendigerweise global und in ihrem Zusammenhang mit Kolonialismus und Imperialismus zu denken sind.

Butlers Diskussion zum Verhältnis von Gewalt erster und zweiter Ordnung und einem daraus abgeleiteten Verständnis von Gewaltlosigkeit auf der Basis von Benjamins Begriff der sogenannten göttlichen Gewalt ist – eher Benjamin als Butler geschuldet – nicht ganz einfach nachzuvollziehen. Diesen Erschwernissen zum Trotz lässt sich ihr Konzept normativer Gewalt sehr gut mit der dritten Konturierung eines transdisziplinären Konzepts epistemischer Gewalt auf der Makroebene der Kolonialität der Macht zusammendenken. Butlers zentraler Begriff der Rahmungen ist zwar inhaltlich nicht direkt mit post- und dekolonialen Ansätzen vergleichbar, aber konzeptionell eng mit diesen verwandt, weil sie dabei die globale Ebene von Macht-, Herrschafts- und auch ganz konkreten Gewaltverhältnissen zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen macht. Zudem ist ihre Kritik an staatlicher und in suprastaatlichen Kooperationen organisierter Gewalt, insbesondere im gegenwärtigen Kontext des sogenannten Krieges gegen den Terror, ausdrücklich auf die globale Dimension des Epistemischen hin orientiert.

Es geht Butler um die Analyse der sich zunehmend naturalisierenden Legitimierung unterschiedlicher Verletzbarkeit, Betrauerbarkeit und Anerkennbarkeit, die über hegemoniale Wissenspraktiken und Diskurse erfolgt. Indem sie eine von Rassismus, Sexismus und Heteronormativität im globalen Maßstab geprägte Dimension des Epistemischen als jene Sphäre verhandelt, in der sich die normative Gewalt internationaler Politik manifestiert, fokussiert auch Butler eine Makroebene im Sinne der Kolonialität der Macht. Die Autorin hält sich dabei kaum bei Strukturen, Institutionen und Akteur_innen auf, die Galtung und Bourdieu immer im Blick haben. Genauso wie die beiden Sozialwissenschaftler fragt aber auch die Philosophin nach der Ordnungsmacht, die globale Herrschaftsverhältnisse hervorbringt und stabilisiert.

Sie tut dies vor allem entlang einer Analyse der Hervorbringung und Verwerfung von affektiven und moralischen Empfänglichkeiten, die stets auch auf dem Terrain des Epistemischen verhandelt werden, normativ und damit herrschaftsstabilisierend sind. Diese daher sehr wirkmächtigen Empfänglichkeiten und daraus resultierende Politiken verortet sie nicht nur beim Subjekt und auch nicht überwiegend auf institutioneller Mesebene, sondern stets in Hinblick auf einen globalen Kontext asymmetrischer Herrschaftsverhältnisse. Dieser Kontext ist es, in dem Subjekte mit hervorgebracht, adressiert, privilegiert, marginalisiert – oder auch ignoriert und damit zu verzicht- und vernichtbarem Leben erklärt werden. Globale Herrschaftsverhältnisse stehen somit im Vordergrund von Butlers Konzept

normativer Gewalt und deren epistemischer Modalität, um es in Butlers eigener Diktion zu formulieren. Gerade mit ihrem Fokus auf heteronormative Sexualisierung und Rassifizierung ist ihre Argumentation eng verwandt mit jener post- und dekolonialen Theoretiker_innen, auf die sie sich jedoch nur indirekt bezieht.

Was bedeutet die Makroebene der Kolonialität der Macht nun zusammenfassend für meine dritte Konturierung eines transdisziplinären Konzepts epistemischer Gewalt, das diesem Phänomen auch in globaler Hinsicht gerecht wird?

Global theoretisieren, lokal intervenieren

Die Makroebene sozialwissenschaftlicher Analyse im Sinne des dekolonialen Konzepts der Kolonialität der Macht zu fassen, ermöglicht eine umfassende Kontextualisierung konkreter Gewaltphänomene der Gegenwart in räumlicher sowie in zeitlicher Hinsicht und damit auch eine vertiefte Betrachtung ihrer Genese. Insbesondere hinsichtlich epistemischer Gewalt ist es unerlässlich, die globale Dimension zu berücksichtigen. Damit sollen weder ihre je spezifischen Phänomene noch ihre konzeptionellen Annäherungen universalisiert werden. Vielmehr geht es darum, die globale Dimension der bis heute anhaltenden Kolonialität als wichtiges Element jeglicher vermeintlich lokalen Erscheinungsform epistemischer Gewalt mitzudenken. In diesem Sinne ist die Problematik zu adressieren, auch wenn bei der Analyse je konkreter Manifestationen epistemischer Gewalt spezifische Rahmenbedingungen und andere Gewaltformen weiterhin berücksichtigt werden müssen.

Im Zentrum des globalen Machtmusters von Herrschaft und Gewalt in der kolonialen Moderne stehen drei Komponenten: der Kapitalismus als universell durchgesetztes Ausbeutungsmodell, das alle zuvor bekannten Formen der Arbeitskontrolle in sich vereint hat, der Staat als universell durchgesetzte Form öffentlicher Autorität und nicht zuletzt der Eurozentrismus als dominante Form von Rationalität und Wissensproduktion. Hinsichtlich aller drei Komponenten wird jener von epistemischem Rassismus/Sexismus befestigte Abgrund wirksam, entlang dessen menschliche und natürliche ›Ressourcen‹ asymmetrisch organisiert und ausgebeutet werden. Dieses Basisinstrument des Teilens und Herrschens ist mit zahlreichen weiteren Heterarchisierungen verschränkt, über die beständig Andersheiten und Eigenheiten hergestellt und selbstverständlich gemacht werden.

Diese zu Selbstverständlichkeiten geronnenen Formen epistemischer Gewalt sind also keine Frage guter oder schlechter Wissenschaft, richtigen oder falschen Wissens, sondern konstitutiver Bestandteil der kolonialen Moderne. Epistemische Gewalt kann – solange sie selbst sowie andere Ungleichheits- und Gewalterfahrungen nicht substanziell herausgefordert werden – eine Form relativen zivilen Friedens innerhalb einer weiterbestehenden Struktur der Ungleichheit sicherstellen, die ihrerseits zahlreiche Formen von Gewalt umfassen kann. Ein solches Verständnis von Frieden basiert auf einem engen, lediglich auf direkte und physische

Erscheinungsformen fokussierenden Gewaltbegriff. Doch bei der gegenwärtigen Weltordnung handelt es sich um eine bei weitem nicht nur epistemische Gewaltordnung, die vorgibt, Gewalt zu verhindern und zu bekämpfen, dabei aber selbst – in einem weiten ebenso wie in einem engen Verständnis von Gewalt – alles andere als gewaltfrei ist. Mit einem auch in globaler Hinsicht konturierten Konzept epistemischer Gewalt lassen sich die bislang zu wenig beachteten Schnittstellen zwischen Wissens- und Gewaltmonopolen identifizieren, die an der Aufrechterhaltung von Herrschaftsverhältnissen in der kolonialen Moderne wesentlich beteiligt sind.

Und wie weiter?

Am spannendsten und herausforderndsten hinsichtlich eines transdisziplinären Konzepts epistemischer Gewalt ist schließlich die mit ihm einhergehende Infragestellung nicht nur eines vermeintlich eindeutigen Gewaltbegriffs, sondern auch der politischen und konzeptionellen Vorstellung des vermeintlichen Gegenteils von Gewalt. Die konzeptionellen und nicht zuletzt auch politischen Unterschiede von Gewaltlosigkeit, Gewaltverzicht und Gewaltfreiheit fallen bei dem in der englischsprachigen Debatte benutzten Begriff *non-violence* ineinander. Dass man bei der Betrachtung dieser Begriffe unter dem Blickwinkel epistemischer Gewalt zu keiner eindeutigen Denk- und Handlungsempfehlung kommt, verstehe ich nicht als Scheitern, sondern als notwendiges Ringen, das nicht vorrangig in individuellen, sondern vor allem in kollektiven sozialen Prozessen stattfindet.

Um dieses beständige Ringen geht es im nun folgenden und letzten Abschnitt meiner Überlegungen. Epistemische Gewalt von ihrer potenziellen Reduktion oder gar Überwindung her weiterzudenken, kann kein abgeschlossener Prozess sein, sondern ist als eine Anregung zu verstehen, sich daran zu beteiligen – gerade auch auf dem Terrain wissenschaftlicher Wissensproduktion, inmitten des epistemischen Territoriums der kolonialen Moderne.

UnDoing Epistemic Violence

»Der Zwang zur Reflexion von Gewalt und unserem Verhältnis zu ihr besteht dauernd. Kein Wunder, da[ss] viele sich entlasten wollen und also die Welt in feste Teile aufspalten: gewaltfreie und gewalthafte. Gerade dadurch werden sie freilich insgeheim zu Komplizen von Gewalt.«

(Narr 1983: 56)

Mit der transdisziplinären Theoretisierung epistemischer Gewalt verfolge ich das Ziel, zu einer Dekolonisierung von Erkenntnis und Wissen und damit potenziell auch zu einer Reduktion epistemischer Gewalt beizutragen. Doch auch eine als ganzheitliches Projekt verstandene Dekolonisierung kann keine binnenakademische Angelegenheit sein. Sie erfolgt vielmehr in ständiger Auseinandersetzung, im Ringen und in Brüchen sowie in sozialen und politischen Kämpfen. Kritische Wissenschaft muss sich mit ihren Ressourcen, Privilegien und Freiräumen an diesen Auseinandersetzungen beteiligen und zugleich einräumen, dass sie selbst sehr tief in die Kolonialität von Macht, Wissen und Sein verstrickt und daher nur bedingt geeignet ist, diese hinter sich zu lassen. In diesem Widerspruch findet notwendigerweise jegliche Theoretisierung von (epistemischer) Gewalt statt.

Wenn Gewalt nicht nur anderswo, anderswer und anderswas ist, sondern auch ein epistemisches Verhältnis bezeichnet, so folgt daraus, dass epistemische Gewalt potenziell auch dort zutage tritt, wo Menschen um die Vermeidung und Überwindung von Gewalt ringen. Sich einfach von ihr loszusagen und nicht nur physische, sondern auch epistemische Gewaltlosigkeit für das eigene Denken und Handeln zu beanspruchen, ist auf dem epistemischen Territorium der Moderne ebenso wenig möglich, wie man sich struktureller, symbolischer, kultureller oder normativer Gewalt vollständig entziehen kann.

Der – angesichts der gegenwärtigen anglophonen epistemischen Monokultur ebenso kritisch zu sehende wie zutreffende – Begriff *UnDoing* bezeichnet diesen Umstand. Im Sinne der zahlreichen hier diskutierten Autor_innen folgt dieser Erkenntnis jedoch nicht die Kapitulation vor der Allgegenwart epistemischer, normativer, symbolischer, kultureller und symbolischer sowie direkter und physischer Gewalt in der bestehenden Herrschaftsordnung der kolonialen Moderne. Ganz im Gegenteil motiviert sie zu einer Auseinandersetzung mit der Prozesshaftigkeit, Relationalität und Widersprüchlichkeit von Gewaltverhältnissen und dem, was als Gegenteil von Gewalt imaginiert wird.

Es reicht nicht aus, lediglich die üblicherweise mit Gewalt bezeichneten Phänomene weiter zu denken sowie die diese Phänomene theoretisierenden weiten Gewaltkonzepte weiterzudenken. Vielmehr muss auch das angenommene Gegenteil von Gewalt, nämlich Gewaltlosigkeit, Gewaltverzicht und Gewaltfreiheit, in diese Überlegungen integriert werden. Zweifellos ist dies umso schwieriger, je weiter man Gewalt versteht und je näher der Begriff an das Feld des Wissens und der Wissenschaften heranrückt. Auch wenn inzwischen ausdrücklich weite Begriffe struktureller, kultureller, normativer, symbolischer und auch epistemischer Gewalt vorliegen, mit deren Hilfe sich Zusammenhänge zwischen Wissen und Gewalt besser verstehen lassen, so ist dies für Gewaltlosigkeit oder Gewaltfreiheit kaum der Fall. Auch diese ›Gegen-Begriffe‹ zu Gewalt gehen zumeist von einem auf direkte und physische Verletzung fokussierten Verständnis aus, und oft geht es in entsprechenden Debatten um Möglichkeiten ihrer konkreten Umsetzung für zivilen gewaltfreien Widerstand als Reaktion auf direkte physische Gewalt. Diese Debatten kann ich an dieser Stelle nicht weiter ausführen.

Im Sinne der hier vorgeschlagenen Erweiterung des Gewaltbegriffs über die Dimension des Wissens widme ich mich vielmehr einer Herausforderung, die alle der hier diskutierten Autor_innen beschäftigt. Sie alle üben Gewaltkritik und arbeiten an Konzepten, die einen Beitrag dazu leisten sollen, die damit analysierten und theoretisierten Phänomene einzuhegen, zu reduzieren oder gar zu überwinden. Ebenso wie die zahlreichen genannten Autor_innen kann auch ich die mit dieser Herausforderung einhergehenden Fragen nicht abschließend beantworten. Nichtsdestotrotz liegt mir daran, sie ausgehend von meiner Auseinandersetzung mit epistemischer Gewalt von Neuem aufzuwerfen.

Wenn selbst unser Denken von der anhaltenden Kolonialität von Macht, Wissen und Sein geprägt ist, wie können Alternativen zum Status quo dann überhaupt gedacht werden? Ist so etwas wie epistemische Gewaltfreiheit vorstellbar oder gar realisierbar? Stellt sie ein normatives Ideal und eine produktive Utopie dar, oder lediglich eine naive Illusion, die angesichts allgegenwärtiger epistemischer Gewalt verabschiedet werden muss? Und was hätte dies dann mit Gewaltfreiheit in jenem Sinne zu tun, die Freiheit von möglichst allen Formen von Gewalt meint und immer auch deren direkte und physische Manifestationen vor Augen hat? Welche Hinweise auf diese Fragen finden sich in den hier diskutierten Gewaltkonzepten, die sich (auch) dem Zusammenhang von Wissen und Gewalt widmen? Und was kann ich diesen Überlegungen auf Basis meiner Auseinandersetzung mit epistemischer, struktureller, kultureller, symbolischer und normativer Gewalt hinzufügen?

Unterscheidung zwischen Gewalt und Nicht-Gewalt

Am differenziertesten diskutiert Butler den Zusammenhang von Gewalt und Gewaltfreiheit in einem weiten Verständnis beider Begriffe, auch wenn sie dabei nicht

ausdrücklich von epistemischer Gewalt spricht. Mit ihren Überlegungen zu normativer Gewalt fragt sie nach den politischen und sozialen Möglichkeitsbedingungen sowie den epistemischen Voraussetzungen dafür, wie die Unterscheidung zwischen Gewalt und Nicht-Gewalt überhaupt zustande kommt und in welchem Zusammenhang diese Unterscheidung mit der herrschenden Ordnung steht. Das von ihr beschriebene Ringen um *non-violence*, worunter sich individuelle Gewaltlosigkeit, kontextbezogener Gewaltverzicht, aber auch eine an einem weiten Gewaltbegriff orientierte, grundsätzlichere Gewaltfreiheit verstehen lässt, beschreibt sie als notwendige Übernahme von Verantwortlichkeit nicht nur für das eigene Handeln, sondern auch für ein Denken, das potenziell gewaltunterbrechend wirkt. Am ehesten kann dies dort gelingen, wo Normen bereits brüchig sind, weil Rahmungen sich bei ihrem Gebrauch notwendigerweise verschieben und verändern. Wichtig ist festzuhalten, dass diese Unterbrechung normativer Gewalt immer erst im Nachhinein erfolgen kann, weil Normen und Rahmungen zumeist erst erkannt werden, wenn sie bereits nicht mehr reibungslos funktionieren.

Nicht nur die Normen und Rahmungen selbst, vor allem die mit Handeln und Denken verbundenen, niemals nur individuellen Affekte sind für Butler ein wichtiges Ziel dieser Veränderbarkeit. Kognitiv-epistemische ebenso wie emotional-affektive Denkmuster und über die Möglichkeiten des Einzelnen hinausgehende Gegenöffentlichkeiten zum vorherrschenden euro- und androzentrischen, heteronormativen, okzidentalistischen und kolonial-modernen Paradigma herzustellen, ist für Butler Grundvoraussetzung zur potenziellen Realisierung einer gewaltärmeren Welt. Damit ist eine ebenso unmögliche wie notwendige Heterotopie gemeint, ein vielfältiger und lebendiger, aber auch widersprüchlicher und bestimmt nicht konfliktfreier, aber potenziell gewaltärmerer Raum, der vielleicht nie realisierbar sein wird und doch stets angestrebt werden muss – allein schon deshalb, um in die auf vielfältige Weise gewaltförmige Gegenwart zurückzuwirken.

Auch wenn eine solche Vorstellung von *UnDoing* aus einer herrschaftskritischen Perspektive allzu abstrakt oder gar naiv erscheinen mag, so ist die beständige Arbeit an Rahmungen und Normen unverzichtbare Voraussetzung, um an den Selbstverständlichkeiten epistemischer und infolgedessen auch anderer Formen von Gewalt zu rütteln, an deren Unsichtbarkeit, Verinnerlichung und Reproduktion. Normen zu benennen, infrage zu stellen und zu resignifizieren, Rahmungen zu verändern, damit epistemische Brüche zu provozieren und bereits existierende Zwischenräume für alternative Denk- und Handlungsweisen zu weiten, ist nicht nur ein individueller Akt und dementsprechend nicht nur auf der Mikroebene der Kolonialität des Seins relevant.

Weil Menschen global miteinander verbunden sind, vor allem aber, weil diese globale Sozialität nicht jenseits des Epistemischen und auch nicht jenseits des Politischen existiert, ist dieses Handeln auch mit der Kolonialität des Wissens und der Macht verschränkt, also hinsichtlich einer Meso- und Makroebene von Inter-

esse. Insbesondere bei Butlers differenzierter Auseinandersetzung mit Benjamin wird offensichtlich, dass epistemische und normative Gewalt erster Ordnung von direkter und physischer Gewalt zweiter Ordnung nicht zu trennen sind. Die Resignifizierung epistemischer Verhältnisse stellt daher immer eine potenzielle Intervention in sich direkt und physisch artikulierende Gewaltverhältnisse dar – auch wenn sie nicht allein für deren Vermeidung oder Überwindung zuständig gemacht werden kann.

Butlers Argumentation zur unauflösbaren Verschränkung von *violence* und *non-violence* ähnelt in vielerlei Hinsicht post- und dekolonialen Verständnissen epistemischer Gewalt, die sich gegen die liberale Annahme einer klaren Unterscheidbarkeit aussprechen, und ihr Begriff normativer Gewalt ist unmissverständlich weit. Zugleich schwingt das auf einem engen Gewaltbegriff basierende Ideal der Unterscheidbarkeit noch mit, wenn Butler argumentiert, dass sich erst im Frieden Widerstand gegen jene schrecklichen Befriedigungen manifestieren könne, die der Krieg gewähre. Doch Frieden setzt sie keineswegs mit defensiver Gewaltlosigkeit oder umfassender Gewaltfreiheit gleich. Vielmehr versteht sie darunter eine Form des stets ringenden Widerstands gegen den Krieg. Erst in diesem Ringen können Rahmungen verschoben und alternative Epistemologien artikuliert werden, mit denen in die Verschränkungen zwischen Gewalt erster und zweiter Ordnung zu intervenieren ist. *UnDoing*.

Vom antkolonialen Kampf zur symbolischen Revolution

Auf der Basis direkt-physischer Gewalterfahrung im kolonialen Kontext argumentiert Bourdieu in seinen frühen Arbeiten, die die ambivalente Rolle von Wissen(schaft) im kolonialen Kontext problematisieren. Seine ersten dahingehenden Überlegungen sind vom Denken Fanons, Césaires und anderer antkolonialer Theoretiker inspiriert, die Rassismus und Kapitalismus nicht nur als globales, sondern vor allem als direkt mit der physischen Gewalt des Kolonialismus verbundenes Phänomen thematisieren – und schließlich auch als epistemisches Problem eines nicht zufälligerweise eurozentrischen dominanten Paradigmas.

Indem Bourdieu das von ihm selbst so genannte doppelte Gewaltmonopol des Staates – auf physische wie auch auf symbolische Gewalt – in seinen frühen Schriften vor dem Hintergrund des französischen Kolonialismus betrachtet, wirft auch er die Frage auf, inwiefern die konkrete Gewalterfahrung antkolonialen Befreiungskampfes eine grundlegende Voraussetzung für die Infragestellung des von Rassismus geprägten Kolonialsystems ist. In diesem Zusammenhang erörtert er, ob und inwiefern erst das revolutionär verstandene Brechen des kolonialen Gewaltmonopols auf physische Gewalt dazu führt, auch das symbolische Gewaltmonopol zu Fall zu bringen – und damit auch die epistemischen Grundlagen des Kolonialismus radikal infrage zu stellen.

Damit adressiert Bourdieu, ebenso wie Butler dies abstrakter mit Benjamin tut, die Frage nach der Legitimität nicht nur der herrschenden Ordnung, sondern auch ihrer als selbstverständlich normalisierten direkten und physischen Gewaltformen, die nicht jenseits symbolischer und epistemischer Gewalt existieren. *UnDoing* setzt dementsprechend voraus zu ergründen, inwiefern epistemische Gewalt mit (supra-) staatlich legitimerter physischer und struktureller Gewalt in einem systemischen Zusammenhang steht.

Vor dem Hintergrund der unmittelbaren Gewalterfahrung des Kolonialismus wirft *UnDoing* allerdings auch die heikle Frage nach der potenziellen Legitimierbarkeit jener Formen vor allem direkter und physischer Gewalt auf, die im dominanten Paradigma vorab als illegitim qualifiziert und damit einer näheren Betrachtung im Kontext multipler, relationaler und prozesshafter Gewaltverhältnisse entzogen werden. Konsequenterweise ist daher die allein schon begriffliche Verabsolutierung einer quasi-natürlichen Illegitimität substaatlicher Gewalt, die beständig von einem größeren Kontext multimodaler Gewaltverhältnisse und hegemonialer Herrschaftsordnungen abgeschnitten wird, vor dem Hintergrund der Berücksichtigung epistemischer Gewalt und ihrer Verschränkung mit dem staatlichen Gewaltmonopol zur Diskussion zu stellen.

Politischer Widerstand und antikoloniale Kämpfe bilden zwar den Anlass für Bourdieus Theorie symbolischer Gewalt, doch zurückgekehrt nach Frankreich, dienen sie ihm nicht (mehr) als ihr theoretischer Referenzrahmen. In einem eher als reformistisch denn als revolutionär zu bezeichnendem Verständnis einer symbolischen Revolution kommt Bourdieu immer wieder auf den Begriff des epistemischen Bruchs zurück. Ein solcher Bruch sei erforderlich, um die ebenso subtilen wie nachhaltigen Prozesse symbolischer Gewalt zu unterbrechen und potenziell zu überwinden. Das Potenzial und die Verantwortung für diesen Bruch lokalisiert Bourdieu, abgesehen von wenigen Passagen in seinen frühen algerischen Schriften, allerdings nicht vorrangig in sozialen Bewegungen und politischem Widerstand. Auch antikoloniale Gewalt spielt darin keine Rolle mehr.

Bourdieu scheint dieses *UnDoing* im Laufe der Jahrzehnte immer weniger als Waffe der Marginalisierten und Unterdrückten zu verstehen, obwohl er davon ausgeht, dass gerade die von symbolischer Gewalt Betroffenen diese am besten erkennen. Aufgrund ihres spezifischen und privilegierten Zugangs zu Wissen und Reflexion sieht er insbesondere Intellektuelle in der Kompetenz und Verantwortung, epistemologisch wachsam zu sein und epistemische Brüche herbeizuführen. Gerade von diesem privilegierten Feld des Wissens aus müsse man das Universale verfolgen, dessen tatsächlich gleichmäßige Verteilung durch symbolische Gewalt verhindert werde, gleichzeitig jedoch die Universalisierung privilegierter Bedingungen bekämpfen, die eine solche Verfolgung des Universalen verunmöglichen.

Nicht zuletzt aufgrund eigener Erfahrungen macht Bourdieu dabei deutlich, dass unter diesen Privilegierten jene die geeignetsten Träger_innen von symboli-

schem Widerstand seien, die symbolische Gewalt, etwa im jahrelangen Durchlaufen eines von Klasseninteressen geprägten, herrschaftsstabilisierenden Bildungs- und Wissenschaftssystem oder auch im inkorporierten Habitus der von ihm sogenannten männlichen Herrschaft, selbst erfahren hätten. Erst wenn Erkenntnis an die Grenzen symbolischer Gewalt gestoßen sei, könne sie diese Grenzen auch überschreiten und befreiend wirksam werden. Gerade wer diese Erfahrung gemacht habe, müsse sich aber auch die Ressourcen und Werkzeuge der herrschenden symbolischen Ordnung aneignen, um selbst jene symbolische Macht zu erlangen, die für eine erfolgreiche Intervention in symbolische Gewaltverhältnisse – das Ändern der Spielregeln auf unterschiedlichen, miteinander korrespondierenden Feldern – erforderlich sei. Das *UnDoing* symbolischer Gewalt beinhaltet demzufolge immer auch die Partizipation an ihren Mechanismen des Erkennens, Anerkennens und Verkennens, weshalb es nicht von einem idealisierten Ort außerhalb der herrschenden Ordnung aus in Angriff genommen werden kann.

Normativität und Positionierung

Galtungs Idealvorstellung von Wissensproduktion ist an einer normativen Richtschnur von positivem Frieden orientiert. Darin ist sie durchaus utopisch im positiven und produktiven Sinn des Wortes. Dieses Ziel lässt sich nur mit weiten Gewaltbegriffen verfolgen, weshalb sich Friedensforschung in der Tradition Galtungs mit der Analyse, Kritik und auch potenziellen Reduktion direkter physischer Gewalt allein nicht zufriedengibt. Um wiederum weite Gewaltbegriffe überhaupt erst entwickeln zu können, bedarf es einer ausdrücklich inter- und transdisziplinären Wissenschaft. Beides ist für eine Konzeption epistemischer Gewalt ebenso unerlässlich wie für ihr *UnDoing*, aber noch nicht ausreichend.

Notwendig ist die Positionierung kritischer Wissenschaft nicht nur in binnenakademischer, sondern auch in politischer Hinsicht. Partei zu ergreifen bedeutet für Galtung nicht unbedingt, dies für eine Konfliktpartei zu tun, jedenfalls aber gegenüber der gewaltförmigen Struktur selbst. Insofern folgt aus seiner Forderung im Umgang vor allem mit struktureller Gewalt, dass sich Produzent_innen von Wissen nicht vollständig jenseits von darin auch wirksamer physischer Gewalt positionieren können und sich infolgedessen bis zu einem gewissen Grad in Konflikte hineinbegeben müssen. Auch das kann als eine Form des *UnDoing* im Sinne einer Gleichzeitigkeit von Überwindungsbemühen und unvermeidbarer Beteiligung betrachtet werden. Diese Schlussfolgerung verdankt sich bei Galtungs Konzeption struktureller Gewalt jedoch nicht der Analyse eines grundsätzlich epistemologischen Problems, sondern der Konstatierung eines funktionalen Defizits fragmentierter und überwiegend positivistischer Wissenschaft, das mit einer fächerübergreifenden und engagierten Friedenswissenschaft behoben werden könne. Dass und inwiefern nicht nur die von ihm kritisierte positivistische sozialwis-

senschaftliche Konfliktforschung, sondern möglicherweise auch eine ausdrücklich an weiten Gewaltbegriffen orientierte transdisziplinäre Friedensforschung selbst an existierenden Macht-, Gewalt- und Herrschaftsverhältnissen beteiligt ist, tritt demgegenüber in den Hintergrund.

Diese Engführung der epistemischen Dimension komplexer und relationaler globaler Gewaltverhältnisse schmälert Galtungs Kritik an einer problematischen, weil gewaltförmigen okzidentalischen Epistemologie, in die er sich selbst bemerkenswerterweise überhaupt nicht involviert sieht. Vielmehr nimmt er für seine eigene Positionierung entweder den imperialen *god-trick* in Anspruch, dessen kartesianische Grundlagen er zugleich als Teil des Problems einer okzidentalischen Tiefenkultur benennt, oder aber er idealisiert die ihn inspirierenden alternativen Epistemologien in einem räumlich, zeitlich und auch inhaltlich von der kolonialen Moderne scheinbar unberührten fernen Osten, dessen transrationale Kosmologie er sich zu eigen machen will. *UnDoing* ist bei Galtung kein selbstreflexiver Prozess der versuchten Überwindung von und gleichzeitigen Beteiligung an Gewaltverhältnissen, sondern vielmehr eine nach konkreten Arbeitsschritten erfolgende Schadensbehebung.

Nichtsdestotrotz erinnert etwa seine Vorstellung von einer Umprogrammierung der okzidentalistischen Tiefenkultur entfernt an Butlers Anliegen einer epistemischen Resignifizierung beziehungsweise an Bourdieus Vorstellung von einer symbolischen Revolution. Damit sollen nicht nur die unsichtbaren Gewaltformen erster Ordnung reduziert werden, sondern es soll, vermittelt über diese, auch auf die zweite Ordnung direkter physischer beziehungsweise struktureller Gewalt Einfluss genommen werden. Im Kontext seines Gesamtwerks trifft auf Galtungs Vorstellung von einer umfassenden Gewaltreduktion jedoch zu, wovor andere warnen: nicht nur eine im Sinne der kolonialen Moderne verstandene Totalisierung, sondern auch eine Essenzialisierung jener okzidentalistischen Tiefenkultur oder Kosmologie, die Galtung zufolge allen Gewaltverhältnissen zugrunde liegt. Damit teilt er auf der Grundlage seines frühen Konzepts struktureller Gewalt eine zentrale These post- und dekolonialer Analysen epistemischer Gewalt, während seine spätere kulturalistische Zivilisationstheorie ihr zugleich zuwiderläuft.

Auch die anderen von mir diskutierten Friedensforscher_innen machen sich bei ihrer Definition epistemischer Gewalt ausdrücklich für deren Überwindung stark, sehen sich selbst aber nur bedingt als Teil jenes notwendigerweise auch widersprüchlichen Prozesses, den ich als *UnDoing* bezeichne. Einem schwebt die Idee einer von ihm so bezeichneten permanenten friedlichen Revolution vor. Als Grundlagen dafür sieht er die persönliche Integrität und Solidarität der Forschenden sowie eine auch über die Wissenschaften erfolgende Resignifizierung des Symbolischen. Dieses Verständnis von Frieden muss sich paradoxerweise gerade deshalb von jeglicher Form von Gewalt so weit wie möglich distanzieren, gerade weil ihm ein ausdrücklich weiter Gewalt- und Friedensbegriff zugrunde liegen. Ein ande-

rer bemüht das Konzept der Solidarität innerhalb eines global asymmetrischen binnenwissenschaftlichen Systems und plädiert für eine Verantwortung auf Seiten Privilegierter, nicht gehörte Stimmen hörbar und nicht gewusstes, weil durch epistemische Gewalt beeinträchtigtes, Wissen sichtbar zu machen. Er geht jedoch davon aus, dass sich dieses Wissen in bestehende Konzepte von Friedensforschung und Konflikttransformation integrieren lässt, deren epistemische wie auch politische Prämissen er somit nicht weiter infrage stellt. Ein weiterer schließlich sieht kommunikatives dialogisches Handeln als idealen Ort epistemischer Gewaltfreiheit, ignoriert dabei aber jegliche Asymmetrie sozialer und politischer Konfliktkonstellationen sowie den Universalismus und Eurozentrismus seiner eigenen Disziplin, der Philosophie, die er jedoch gerade mit dem Begriff der epistemischen Gewalt herausfordern will. Auf unterschiedliche Weise reproduzieren alle drei den Überlegenheitsgestus eurozentrischer Wissenschaft, vor dem auch ihre kritischen Traditionen nicht gefeit sind.

Ganz anders argumentiert eine Autorin, wenn sie epistemische Gewalt nicht nur als destruktiv versteht, sondern als potenziell produktiv im Sinne eines Öffnens von Räumen des Widerstands und, mit Butler, der Resignifizierung. *UnDoing*. Bemerkenswert ist, dass alle vier Autor_innen bei ihrer Vorstellung einer Reduktion epistemischer Gewalt vorrangig auf die Mikroebene individuellen Handelns fokussieren und eine Meso- ebenso wie die Makroebene außer Acht lassen, erst recht in einem globalen Verständnis von Wissen(schaft) und Gewalt. Für ein Feld, das sich ausdrücklich und vorrangig mit der Analyse von Gewalt im internationalen politischen Kontext beschäftigt, muss diese Engführung als äußerst problematisch bezeichnet werden.

Aufstand der unterworfenen Wissensarten

Die überzeugendsten Ansatzpunkte für die Herausforderungen des *UnDoing* finden sich bei jenen Autor_innen, die sich im Kontext feministischer, post- und dekolonialer Debatten mit epistemischer Gewalt beschäftigen. Diese Stimmen orientieren sich erst gar nicht am liberalen Mythos von Gewaltfreiheit, sondern denken bereits konzeptionell in der Widersprüchlichkeit und Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Gewaltformen und den Versuchen ihrer Reduktion oder Überwindung. Dem entsprechend theoretisieren sie epistemische Gewalt nicht nur von der Herrschaft aus, sondern auch von konkreten Widerständen und Kämpfen – und konzipieren sie entsprechend dialektischer. Darüber hinaus machen sie unmissverständlich klar, dass es sich bei den Anstrengungen von *UnDoing Epistemic Violence* nicht um Handlungsanleitungen für privilegierte Einzelpersonen handelt, sondern um soziale Interaktion und kollektive Artikulation. Während diese Stimmen mit dieser Form der Kultivierung von Wissen Einspruch gegen herrschende epistemische Anordnungen erheben, sind sie auf der Suche nach Alternativen zum Status quo,

nach Utopien im Sinne von Zukünften, die noch nicht sind, deren Imagination jedoch auf die Gegenwart zurückwirken kann: *UnDoing*.

Das Konzept epistemischer Unterdrückung ernüchtert hinsichtlich der Möglichkeiten einer Transformation epistemischer Gewalt. Dessen Autorin argumentiert, ähnlich wie Bourdieu hinsichtlich symbolischer Gewalt, epistemische Unterdrückung dritter Ordnung erweise sich deshalb als so hartnäckig, weil wir gar nicht jenseits der von den bestehenden Systemen hervorgebrachten Begriffen und Kategorien denken könnten: *UnDoing*. Demgegenüber erinnert eine seit langem erhobene feministische Forderung daran, dass es angesichts der massiven Resilienz bestimmter epistemischer Systeme gelte, auf außerhalb des Kognitiven existierende Ressourcen zurückzugreifen. Aus ästhetischen, emotionalen, kreativen oder auch mystischen, allesamt viel direkter im Leib verankerten Quellen des Wissens lassen sich demzufolge auch epistemische Grenzen des eurozentrischen Paradigmas verschieben: *UnDoing*.

Ausgehend von Bourdieus auch im Habitus verankerter symbolischer Gewalt erscheint diese Möglichkeit widerständiger Körperpolitiken jedoch begrenzt, denn selbst die leibliche Erfahrung und Ausdrucksmöglichkeit ist von symbolischer Gewalt überformt. Mit Butler ist wiederum daran zu erinnern, dass auch die in Körper, Affekte und Emotionen eingelagerte normative Gewalt nie absolut ist, sondern brüchig und damit potenziell veränderbar: *UnDoing*.

Einige Stimmen sehen Optionen der Veränderung in der Strategie des subversiven Schweigens, im Versuch, die konstitutiven Leerstellen und Schweigezonen dominanter Diskurse auszuleuchten sowie vor allem darin, jenen zuhören zu lernen, auf die epistemische Gewalt abzielt. Insbesondere die beiden letztgenannten Formen von *UnDoing* erfordern, Privilegien zu verlernen und die eigenen epistemischen und moralischen Prämissen einer grundlegenden Kritik zu unterziehen. Nicht zuletzt sind Phänomene epistemischer Gewalt im Wechselverhältnis zwischen Auslöschung und Überschreibung von Wissen und schließlich von Möglichkeiten der Erkenntnis als Ringen zu verstehen, das nie abgeschlossen und immer umkämpft ist: *UnDoing*.

Der von Foucault geforderte »Aufstand der unterworfenen Wissensarten« (Foucault 1978: 58) wird in den von mir diskutierten feministischen, post- und dekolonialen Auseinandersetzungen mit epistemischer Gewalt ausdrücklich als relationales, prozesshaftes und globales Unterfangen thematisiert – und das nicht in eurozentrisch-universalistischer Weise, sondern ausgehend vom Konzept der kolonialen Moderne oder verwandter Ansätze. Ausgehend davon, dass dieses *UnDoing* kein individueller Prozess ist, sondern stets in Verbindung zu anderen Positionen und Personen stattfindet, wird betont, dass epistemisch-politische Kämpfe nicht nur intellektuelle, sondern immer auch materielle und emotionale Dimensionen durchqueren. Im Anschluss daran unterstreichen so gut wie alle post- und dekolonialen sowie die meisten feministischen Theoretiker_innen, die sich mit epistemi-

scher Gewalt beschäftigen, die notwendigen epistemischen Auseinandersetzungen könnten nicht allein von der Wissenschaft selbst geführt werden, sondern müssten in Verbindung mit sozialen Bewegungen und politischen Kämpfen stehen: *UnDoing*.

Das epistemische Territorium der Moderne ist ein Kampfschauplatz zwischen Hegemonie und Emanzipation, und die Mittel und Werkzeuge in dieser Arena sind unter den Beteiligten äußerst ungleich verteilt. An genau diesen Mitteln und Werkzeugen zu arbeiten stellt ebenfalls eine Form des *UnDoing* dar,. Ungeachtet der jeweiligen Konzepte und Begriffe – Exteriorität, Grenzdenken, Entkoppelung, koloniale Differenz und andere – geht es dabei um ein Denken aus der Opposition, aus dem Widerstand heraus, das an den Rändern und Bruchlinien der kolonialen Moderne und inmitten ihrer Widersprüche entsteht. Dieses Denken ist zwar marginalisiert, ausgeschlossen oder von Vernichtung bedroht. Gerade dadurch, so die Annahme, geht es aber auch mit dem bitteren epistemischen Vorteil einher, eben jene (Gewalt-)Verhältnisse, die diese marginalisierte oder verworfene Existenz prägen, potenziell tiefer und besser zu verstehen und zu verkörpern. Epistemische Gewalt ist in diesem Verständnis etwas, das zwar aus Dominanz resultiert, nie jedoch vollständig und total existiert, sondern immer erst gegen Widerstände durchgesetzt werden muss und von diesen permanent herausgefordert wird: *UnDoing*.

Gerade jenen Menschen, die am meisten von ihr betroffen sind, zugleich auch die Hauptlast der Verantwortung für die Überwindung epistemischer Gewalt zuzuschreiben, ist jedoch ein unangemessener Trugschluss. Angemessener ist vielmehr, das *UnDoing* von beiden, oder besser: von mehreren Enden her zu praktizieren. Das jeweilige Verhältnis zwischen Standort und Standpunkt ist dabei stets einer kritischen Reflexion in Hinblick auf die Beteiligung an der Aufrechterhaltung ebenso wie an der Verringerung epistemischer Gewalt zu unterziehen.

Kämpfen in der Realität, Ringen mit der Utopie

Während den Wissenschaften eine Schlüsselposition in der Aufrechterhaltung der Kolonialität von Macht, Wissen und Sein zukommt, werden insbesondere in dekolonialen Ansätzen soziale Bewegungen und politische Kämpfe als jenes Terrain verstanden, auf dem wirksame Verschiebungen in Bezug auf eine Veränderung des epistemischen Territoriums der Moderne erreicht werden können und sollen. *UnDoing* bezeichnet also nicht nur ein Wechselverhältnis zwischen der Aufrechterhaltung epistemischer Gewalt einerseits und Vorstellungen von deren Reduktion andererseits, sondern auch zwischen Theorie und Praxis, zwischen kritischer Wissenschaft und sozialen Bewegungen oder politischen Kämpfen. Von den dabei auszuhandelnden epistemischen Grenzpolitiken gilt es zu lernen und sich an ihnen zu beteiligen, ohne Akteur_innen, Ressourcen und Konzepte zu vereinnahmen, aber

auch ohne dabei vereinnahmt zu werden. Die Voraussetzung dafür ist die Anerkennung der unvermeidbaren Doppelbewegung von *UnDoing Epistemic Violence*, die es kritischer Wissenspraxis in der kolonialen Moderne verunmöglicht, sich als vollständig frei von jenen Gewaltverhältnissen zu imaginieren, zu deren Überwindung sie zugleich beitragen will.

Epistemische Gewalt mag angesichts ihrer Begründung in der global wirksamen kolonialen Moderne zwar so gut wie immer und überall potenziell wirksam sein. Da sie, wie alle Formen von Gewalt und vor allem in deren wechselseitiger Verschränkung, aber auch Prozess und Verhältnis ist, kann sie unterbrochen und verändert werden. Wie alle Formen von Gewalt, wird sie immer auch infrage gestellt, herausgefordert und bekämpft. Wenn epistemische Gewalt den Zusammenhang zwischen Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne konstituiert, so sind es die zahlreichen, bereits praktizierten und immer wieder neu zu (er)findenden, Möglichkeiten des *UnDoing*, die diesen Zusammenhang in Momenten der Unterbrechung und mit Impulsen der Bewegung verändern können.

Den potenziellen eigenen Verstrickungen in epistemische Gewalt zum Trotz plädiere ich abschließend dafür, den Begriff im hier dargelegten Sinn auch im Kontext kritischer (Sozial-)Wissenschaft ganz bewusst zu verwenden, um Phänomene epistemischer Gewalt als konstitutiv für die koloniale Moderne zu benennen. Mit einem transdisziplinären Konzept epistemischer Gewalt können diese Phänomene zu anderen Macht-, Gewalt- und Herrschaftsverhältnissen in Beziehung gesetzt werden, an denen auch die Wissenschaften ihren Anteil haben. Den globalen Rahmen der kolonialen Moderne sehen zu lernen ist Voraussetzung dafür, konkrete Verschiebungen epistemischer Gewalt anzustoßen. In die wirkmächtige Selbstverständlichkeit sozialer Kategorisierungen einzugreifen und damit zusammenhängende Positionierungen über das Konzept epistemischer Gewalt infrage zu stellen ist für die Analyse, Kritik und Transformation von Herrschaftsverhältnissen unabdingbar. Nur auf diese Weise können die gewaltförmigen Grenzpolitiken des epistemischen Territoriums sichtbar und damit potenziell auch veränderbar gemacht werden: *UnDoing*.

